Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Jean Terrasson

Des Abtes Terrassons Philosophie, nach ihrem allgemeinen Einflusse auf alle Gegenstände des Geistes und der Sitten

Berlin: Stettin: Leipzig: Bey Johann Heinrich Rüdiger, 1762

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn864193890

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

Zeitschr. Nov. 280 p

1.10.

E.c-3230.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn864193890/phys_0002
DFG

Des
Abtes Terrassons
Philosophie,
nach
ihrem allgemeinen Einflusse
auf
alle Gegenstände des Geistes und der Sitten.

Berlin, Stettin und Leipzig,
Bey Johann Heinrich Rüdiger.
1762.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn864193890/phys_0003
DFG

Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Ihrer Königl. Hoheit
der
Durchl. Fürstinn und Frau,
FRAU
Johannen Elisabethen,
verwittibten
Fürstinn zu Anhalt,
Herzoginn zu Sachsen, Engern und Westphalen, gebohrnen Erbinn zu Norwegen, Herzoginn zu Schleswig-Holstein, Stormarn und der Ditmarsen, Gräfinn zu Askanien, Oldenburg und Delmenhorst, Frau zu Zerbst, Bernburg, Jever und Kniphausen,
ꝛc. ꝛc.
Des rußisch-kaiserlichen Katharinen-Ordens Ritterinn,

Meiner insonders gnädigen Herzoginn und Frau.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn864193890/phys_0005
DFG

Durchlauchtigste Herzoginn, Gnädigste Frau,

Eurer Königl. Hoheit eine öffentliche Erklärung, der gegen Dieselben längst gehegten Verehrung, zu Füßen zu legen, ist eine Pflicht aller derer

Gelehrten, die das Glück haben, Dero große Vorzüge des Verstandes und Geistes, nebst den edelsten Regungen Dero ungemeinen Herzens zu kennen.

Irre ich in diesen Gesinnungen, so kann ich wohl eines Fehlers im Verstande; aber nicht in der Ausübung, oder in meinem Thun und Lassen beschuldiget werden: da ich mir, auch ohne eine erhaltene gnädigste Erlaubniß, die Ehre nehme, Eurer Königl. Hoheit erhabenen Namen vor dieses kleine Buch zu setzen. Sowohl der berühmte Urheber, als seine deutsche Uebersetzerinn, haben das Glück längst gehabt, einer erleuchteten Prinzeßin bekannt zu seyn: die alles kennet, was unsre

Nach-

Nachbarn, und wir selbst, von guten Köpfen und schönen Federn aufzuweisen haben.

Der französische Weltweise hat sich die Hochachtung seines Vaterlandes durch seinen Staatsroman, Sethos, erworben: der alle große Eigenschaften eines Helden und Fürsten mit einander vereiniget, und auf die vollkommenste Art entwirft. Kein anderer, als des großen Fenelons Telemach, hat demselben entgegen gesetzet werden können: und gleichwohl ist es den Kennern noch allemal zweifelhaft geblieben: ob nicht Sethos mehr Größe des Charakters besitze, und gegründetere Ansprüche auf das Lob eines recht erhabenen Geistes machen könne, als Telemach?

Zuschrift.

Von niemanden würde die Welt den Ausspruch über diese Frage mit einer völligern Beruhigung unterschreiben, als von Eurer Königl. Hoheit. Eine Fürstinn, die im günstigen und widrigen Glücke; in Gesellschaft eines regierenden Gemahls, und nach dessen Ableben, als Regentinn eines Staats; in ihren eigenen Landen, und in fremden sehr entferneten Staaten, die deutlichsten Proben eines wahrhaftig großen Geistes gegeben, wird einer Wage am besten den Ausschlag geben können, die in den Augen so vieler Scharfsinnigen, noch in einer unbestimmten Schwebe steht.

Gegenwärtiges philosophische Werkchen zeiget allenthalben eben

den

den durchdringenden Verstand, und eben denselben angenehmen Witz seines Urhebers. Dieser denket sowohl gründlich, als lebhaft und neu: und wenn ja auch einige schon bekannte Blumen unter seiner Feder hervorkeimen: so scheinen sie doch lebhaftere Farben, und einen reizendern Glanz zu zeigen, als anderwärts. Kurz, ich müßte mich sehr vergehen, wenn ich zweifeln wollte: ob ein Tractat, den ganz Paris seit einem Jahre mit Beyfalle gelesen hat, bey Eurer Königl. Hoheit einen gnädigen Anblick finden werde?

Ein anders ist es, ob scharfe und neue Gedanken auch im Deutschen dasjenige geblieben, was sie in ih-

rer Grundsprache gewesen sind? Giebt es nicht kleinmüthige Landsleute, die ihrer eigenen Mundart nichts als Unvermögen; aber nichts von dem allen zutrauen, was fremde Sprachen schätzbar machet? Ich würde vielleicht selbst, in Ansehung dieses kleinen Werkes, wankend werden: wenn ich nicht wüßte, daß schon einige andre Proben der Uebersetzerinn das Glück gehabt, von Eurer Königl. Hoheit einigermaßen gebilliget zu werden. Diesen so gnädigen Gesinnungen überlasse ich dann das Schicksal dieser Uebersetzung, mit dem größten Rechte: da ich doch zu ihrer Entschuldigung oder Rechtfertigung, nichts aussinnen könnte, das eine

so

so erleuchtete Prinzeßin nicht leicht von sich selbst wahrnehmen würde.

Der höchste Beherrscher aller Länder und Thronen erhöhe das Glück des Anhalt-Zerbstischen Hauses, in der hohen Person, und dem durchlauchtigsten Stamme Eurer Königl. Hoheit, auf die ausnehmendste Weise! Der ganze Norden ist Eurer Königl. Hoheit so nahe verwandt; und dessen Wohlseyn mit Deroselben Wohlfahrt so genau verbunden: daß dieser getreueste Wunsch desto erheblicher und wichtiger dadurch wird.

Ich selbst werde mich allezeit glücklich schätzen, wenn ich die Erlaubniß erhalte, mich zu der großen

Zahl

Zuschrift.

Zahl derer zu rechnen, die eine so erhabene Fürstinn bewundern; und mit der aufrichtigsten Verehrung lebenslang seyn,

Durchlauchtigste Fürstinn und Frau,

Eurer Königl. Hoheit

Leipzig,
den 12 des Weinmondes,
1755.

unterthänigster gehorsamster
Diener
Gottsched.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn864193890/phys_0014
DFG



Vorrede.

Geneigter Leser!

Eben die geübte Feder, der du vor einigen Jahren den **Triumph der Weltweisheit**, und nachmals der Frau von **Chatelet**, und des Hrn. **von Marian** Streitschriften von den lebendigen Kräften zu danken gehabt; die mir sowohl bey des **bäylischen** Wörtbuches IVten Bande, als bey der verdeutschten **Theodicee**, so man-

manche philosophische Abhandlung des großen Leibnitz übersetzet hat; ist auch bey der Verdeutschung dieses scharfsinnigen Werkchens des Abts Terrassons beschäfftiget gewesen. Haben dir nun die damaligen Proben der Einsicht und Geschicklichkeit, keinen nachtheiligen Begriff von ihrer Fähigkeit beygebracht: so hoffe ich, daß du auch mit dieser neuen Arbeit wirst zufrieden seyn können; worauf sie diesen Sommer einen Theil ihrer Nebenstunden zu wenden gut befunden hat.

Das Werkchen an sich selbst ist nur im vorigen Jahre zu Paris im Drucke erschienen. Im Christmonathe des französischen Merkurs, a. d. 105ten Seite des 2ten Stückes ward selbiges als eine Neuigkeit angekündiget, die von ganz Paris wäre gelesen worden; und darinn eine Menge sehr feiner, vernünftiger und philosophischer Gedanken enthalten wäre. Noch ehe ich diesen Monath zu lesen bekam, hatte ich das Buch selbst an

voriger Ostermesse hier gefunden. So merkwürdig mir sein Titel vorkam, und so bekannt mir der Abt Terrasson aus seinen ältern Schriften war, so begierig ward ich selbiges zu lesen: und niemals hat mich meine Hoffnung weniger betrogen. Meine Freundinn fand eben so viel Vergnügen daran: und da sie, eben sowohl als ich, glaubte, daß es in Deutschland bekannter zu seyn verdienete, als es im Französischen möglich ist: so entschloß sie sich, selbiges zu verdeutschen.

Sie hat es gethan: und ich habe das Vergnügen, es mit dieser Vorrede in ihrem Namen ans Licht zu begleiten. Drey Einleitungen, oder Nachrichten des Hrn. **Alemberts**, des Hrn. **Moncrifs**, und eines Ungenannten, von der Person, und den Verdiensten des Verfassers, haben meine Bemühungen in dieser Absicht unnöthig gemachet: und ich würde gar nichts vorangeschicket haben, wenn ich nicht beym Durchlesen noch hin und wieder etwas zu sagen gefun-

finden hätte. Der Weg, Schriftsteller, die man herausgiebt, durch Anmerkungen zu erläutern, ist gar zu gewöhnlich; als daß ekle Leser ihn itzo mehr artig finden sollten. Die Notenmacher sind ihnen durch den Misbrauch dieses Handwerkes, bald als sclavische Bewunderer ihrer Urschriften; bald als Splitterrichter derselben verdächtig geworden; und die meisten haben also das Schicksal gehabt, nicht gelesen zu werden.

Ich will mich also eines neuen Mittels bedienen, dir meine Gedanken von dieser artigen Schrift mitzutheilen. Weder übertriebene Lobsprüche, noch bittere Widerlegungen sollen den Stoff dieser Vorrede ausmachen. Zu dem ersten bin ich nicht abergläubisch; und zum letzten nicht boshaftig genug. Aber die philosophische Freyheit zu denken giebt mir das Recht, von einem Weltweisen als ein Weltweiser, meine Gedanken zu eröffnen. Ich ehre des Herrn Terrassons Asche; und liebe sowohl seine Einsicht,

als

als seinen Witz. Ich kann es aber nicht läugnen, daß ich die Wahrheit noch höher halte, und meine deutschen Landsleute nicht so wenig liebe; daß ich ihnen einige Warnungen versagen sollte, derer sie bey manchen Stellen benöthiget seyn möchten.

Bey der 49sten und 50sten Seite der Einleitungen hätte ich große Lust, meinen Lesern den Sethos des Abts Terrasson, auch in meinem Namen anzupreisen. Da ich kein sonderlicher Romanenleser bin: so habe ich doch dieses vortreffliche Buch mehr als einmal mit besondern Vergnügen gelesen. Ich habe auch mehr, besonders geistreiche Personen gefunden, die mir ein gleiches davon gestanden: und wenn ich nur der scharfsinnigen Frau Gräfinn von Benting, Excell. die halb Deutschland, Dännemark und Holland wegen ihres erhabenen und feinen Geschmackes verehret, nenne: so wird man kein gültiger Zeugniß darüber von mir begehren. Weil dieß Buch auch im Deutschen zu lesen ist; und seit mehr als zehn Jahren bey uns gelesen worden: so brauche ich nichts weiter von den andern Schriften dieses Verfassers zu sagen; die bey uns weniger bekannt geworden, mir aber seit vielen Jahren theuer gewesen sind.

Vorrede.

Bey der Einleitung des Verfassers würde ich nur schlechterdings meinen durchgängigen Beyfall bezeigen können, wenn mir nicht der 10. §. nebst einigen folgenden Anlaß gäbe, eine Erinnerung zu machen. Da man schon in den französischen Vorreden dem Hrn. Abt **Terrasson**, eine übermäßige Hochachtung gegen den **Cartesius** vorgerücket: so darf ich wohl kein Bedenken tragen, ihm diese gar zu große Liebe seines Landsmannes, als einen Fehler anzumerken. Ist es nicht zu viel gesaget: „Es sey dem „menschlichen Verstande schimpflich, daß er ei„nes Cartesius benöthiget gewesen, um zu lernen, „daß man die Untersuchung dem Vorurtheile, „und die Vernunft dem Ansehen vorziehen müs„se„? Wie? hat denn die Welt mehr als sechstehalbtausend Jahre gestanden, und wenigstens drittehalbtausend Jahre lang philosophiren können, ohne auf diesen großen Grundsatz zu gerathen? Haben denn nicht ein Thales, ein Pythagor, ein Anaxagoras, ein Sokrates, ein Plato, ein Stagirit, ein Zeno, und kurz alle Stifter neuer Secten in Griechenland gewußt, daß man Untersuchungen den Vorurtheilen vorziehen müsse? Thaten sie wohl etwas anders, wenn sie den Wahrheiten nachforscheten, und sie oft nicht unglücklich entdecketen? Und konnte das dem Hrn. Verfasser, als einem so großen Kenner der

Alten

Alten unbekannt seyn? Wollen wir auf die Römer kommen: wer kann dem Lucrez, dem Cicero, dem Seneca und Antonin, ja so vielen andern, die Bestrebung nach der Wahrheit, ohne Sclaverey des Ansehens, absprechen? Selbst Poeten führten ja den Wahlspruch:

Nullius addictum jurare in verba magistri!

Will man sagen: Herr Terrasson habe von den neuern Zeiten reden wollen, nachdem das scholastischaristotelische Joch, so viele Jahrhunderte hindurch, die Schulen gedrücket hatte; so wird man zwar etwas sagen, das einigen Schein hat: allein in aller Strenge ist es doch nicht wahr. Denn sollte ihm, als einem gelehrten Manne, von Spaniern ein Lud. Vives, Lor. Valla und Peyrerius, von Franzosen ein Peter Abälard, und Ramus, ein Montaigne und la Motte le Vayer, von Wälschen ein Thomas von Aquino, und Galilei, ein Campanella und Jordan Brunus, von Engländern ein Baco von Verulam und Harväus, von Deutschen endl. ein Copernicus und Keppler, ein Simon Marius und Scheiner, von Niederländern aber ein Erasmus und Grotius nicht bekannt gewesen seyn; die doch alle vor dem Carteſius gelebet, frey gedacht, selbst die Wahrheit un-

tersuchet und in vielen Stücken gefunden haben? Gewiß, es würde mit des Cartesius vorgeblicher Verbesserung der Philosophie, wohl im weiten Felde geblieben seyn, wenn nicht alle solche Männer ihm den Weg gebahnet hätten. Wie kann man nun sagen: Cartesius habe, zum Schimpfe der menschlichen Vernunft, zuerst gesaget: man müsse die Untersuchung dem Vorurtheile, und die Vernunft dem Ansehen vorziehen? Oder, daß die menschliche Vernunft, wie der 12. §. saget, erst seit dem Cartesius aus der Kindheit getreten sey?

Nach dem 16. §. kömmt den Neuern nur die Ehre des Zusammenhanges der vorhin bekannten Grundsätze; nebst der allgemeinen Anwendung und der Gründlichkeit ihrer Folgen zu. Allein wo ist dieser Zusammenhang im Cartesius? Wo ist er, in den Schriften der französischen Akademie der Wissenschaften, die nur Erfahrungen sammelt, und kein Lehrgebäude aufbauet? Es ist aber, zur Ehre von Deutschland wahr, daß in dem wolfischen Lehrgebäude, fast alle vorhin zerstreut bekannte Wahrheiten mit einander verbunden, und durch dasselbe fast auf alle andre Wissenschaften ausgebreitet worden.

Cartesius soll nach dem 17. §. der Urheber der neuen Weltweisheit seyn, und die Akademie der Wissenschaften soll die geometrische Lehrart

ein-

eingeführet haben. Allein alle cartesianische Erfindungen, seine Wirbel, seine Elemente, seine Erklärung des Lichtes, der Farben, und der Schwere; seine magnetische und cometische Theorie, seine Lehre von Vereinigung der Seele und des Leibes, seine Erklärung von Verstande und Willen sogar, werden von den Franzosen selbst verworfen. Kurz, es ist nichts von seinen Lehren mehr übrig, als was er vom Copernicus, Marius, Keppler, Scheiner und Galilei angenommen; welches noch itzo besteht. Wo sind aber auch die Proben von der geometrischen Methode in den Schriften der pariser Akademie? Oder wie könnte dieselbe in solchen einzelnen Beobachtungen nur statt haben? Hat nicht unser Wolf vielmehr diesen Lobspruch verdienet?

Im 21. §. sagt er: Neutons Philosophie sey nicht so geschickt, auf alle Gegenstände angewendet zu werden, als die cartesianische; und habe die Beredsamkeit der Engländer so sehr nicht verbessert, als diese: und darinn hat er recht. Zwar hat eigentlich Cartesius allein die Ehre nicht verdienet, den Franzosen die Köpfe aufgeräumt zu haben. Clauberg und Regis, die Art de penser, und die Logique du Port Royal haben das ihre auch redlich dabey gethan. Aber Neutons Philosophie ist auch nichts, als Phy-

sik und Optik. Wie will das gute Redner machen?

Es ist wunderbar, wenn der Herr Verfasser im 23. §. saget, Cartesius sey der erste Urheber von allem, was im Newtonianismus Gutes ist, auch sogar davon, worinn ihm diese zuwider ist. Wer kann das begreifen? So wird auch wohl Ptolomäus, der erste Urheber des copernicanischen Weltbaues; und Lactanz, der die Antipoden verspottete, der Erfinder der neuen Welt seyn!

Des Herrn von Fontenelle Gleichniß von Bäumen im 4. §. des II. Abschnitts, könnte verbessert werden, wenn mans in den Gartenbau und die Zucht aller zahmen Gewächse, Blumen und Früchte verwandelte. So sehr die Gärten der Semiramis, und des Alcinous, von des Alcibiades und Luculls seinen übertroffen worden: eben so sehr werden diese von den heutigen besten Gärten überwunden. Da haben wir ein Bild von dem Wachsthume der Geister, in eben denselben Zeiten.

Der 7. §. hat eine große Wahrheit in sich. Gleichwohl meynen heutiges Tages die Naturforscher, nur ihre Untersuchungen wären der höchste Gipfel der Philosophie! Die Vernunft und Tugendlehre, das ist, Verstand und Willen, kurz, der Mensch selbst ist billig der wichtigste Gegenstand der Weltweisen. Der folgende §. ist eben so wichtig; und nur gar zu wahr.

Beym

Beym 9. §. ist es nur Schade, daß Hesiod, der vom Ackerbaue so gesund schreibt, in seiner Theogonie noch verwirrtere Fabeln machet, als Homer selbst. Wo ist hier das Wachsthum seiner Zeiten? Aber vieleicht hat er noch vor jenem gelebet, wie einige Kunstrichter glauben.

Die ciceronische Stelle im 11. §. ist zwar sehr schön: aber von seinen Römern, und zwar um seine Zeiten, bey weitem so wahr nicht; als sie in unserm Munde von Deutschland seyn würde. Denn was hatten doch die Römer vorm Cicero in den Wissenschaften erfunden, oder von den Griechen verbessert? Wir aber können das mit dem größten Rechte sagen: daß unsere Landleute, theils weiser in Erfindungen gewesen, als Griechen und Römer; theils das, was jene erfunden, um ein merkliches verbessert haben.

Im 12ten §. scheint die Folge der Stufen nicht richtig zu seyn. Wie? kann man denn reden, ohne zu denken? oder ist es möglich zu denken, ohne zu schließen? So unbillig auch der Verf. seinen Franzosen, in Ansehung der Neuern, allein das schließen, oder raisonner, beyleget: eben so unbillig ist er gegen die Alten. Denn wer läßt sichs wohl weiß machen, Euklides, Archimedes, oder Cicero und Seneca hätten nicht raisonniren gekonnt. Man muß sie nicht kennen, wenn man es ihnen abspricht: wel-

ches der Herr Verf. den Verehrern derselben, im 15. §. eben so unbillig Schuld giebt. Im 19. u. f. §. aber hat er vollkommen recht.

Der 28ste §. ist sehr richtig, wenn die vermeynte Kühnheit der Verbesserer der Wissenschaften und Künste, und der Reichthum, den sie ihnen zu verschaffen suchen, durch einen philosophischen Geist geleitet wird. Wo es aber an ein Schwärmen geht, wie in dem büffonischen Lehrgebäude der Naturlehre, oder in Telliameds Träumen von der Erdkugel; die gewiß in den Briefen an einen Americaner, und im Amilec sinnreich gezüchtiget worden: so kommen sie mir wie die Erfinder der Hexenmährchen im Reiche der Dichter, oder die miltonischen Epopöen vom Reiche der Geister vor, die ärgere Hirngespinste aushecken, als Jacob Böhm und Pordätsch jemals geträumet haben.

Wenn nach dem 15ten §. Rameaus Musik der musikalische Neutonismus ist: wie kömmt es denn, daß die französische Oper allen Ausländern so elend vorkömmt, auch wenn sie vom Rameau in Noten gesetzet worden? Oder ist sie vieleicht eben so schwer zu verstehen, als Neutons Fluxionen auszurechnen sind?

(So weit zur Einleitung.)

Bey

Vorrede.

Bey der Weltweisheit des Verstandes muß ich erinnern, daß dieselbe im Französischen nach der Weltweisheit der Sitten gedruckt ist: ohne Zweifel durch ein Versehen des Herausgebers, oder Buchdruckers. Dem Verfasser nämlich kann man eine solche Verkehrung, einer so gegründeten als gewöhnlichen Ordnung nicht wohl Schuld geben. Ich berufe mich auf den 2. §. der Einleitung: wo er ausdrücklich in der Erzählung der beyden Theile diejenige Ordnung beobachtet; die in allen Philosophien gewöhnlich ist. Die Frau Uebersetzerinn hat sich also billig die Freyheit genommen, die natürliche Ordnung der theoretischen und praktischen Wahrheiten, nach dem Sinne des Verfassers wiederum herzustellen: und mich dünket, das Buch habe dadurch im Deutschen nicht wenig gewonnen.

Bey dem 2. §. a. d. 90sten Seite ist es befremdlich, daß der Verfasser meynet: die discursive Logik sey eine höhere Geschicklichkeit, die den Menschen erst seit dem Cartesius zu Theile geworden. Wie? haben denn alle ältern Schriftsteller, und unter andern ein Plato, ein Cicero und Seneca, ein Vitruv und Livius, sie nicht schon besessen? Selbst ein Virgil und Horaz, ein Quintilian und beyde Plinier, sollten sie nicht besessen haben? Es versteht

nämlich der Verfasser dadurch nichts anders, als die Gabe und Geschicklichkeit, eine vernünftige wohl zusammenhangende Rede zu führen, oder niederzuschreiben.

Der zweyte Abschnitt hält sehr viel schönes in sich. Den Menschen, der **Witz hat**, aber ihn nicht recht zu brauchen weis, sondern andern dadurch überlästig wird, hätte die Frau Uebersetzerinn schlechtweg einen **Witzling** nennen können.

Der dritte Abschnitt will die Empfindung des Schönen auf eine Gleichförmigkeit der Gegenstände mit unsern sinnlichen Werkzeugen ankommen lassen. Ist das: so hat niemand Schuld, wenn er verkehrtes Zeug schön findet. Wie aber? sollte wohl der heutige Goût baroc alles schiefe, verschobene, muschelartige Zeug der Tischler, Goldarbeiter, Maler und Kupferstecher zu Paris, mit den sinnlichen Gliedmaßen der heutigen Franzosen mehr Gleichförmigkeit haben, als es mit den sinnlichen Werkzeugen der vormaligen Franzosen gehabt; die im vorigen, oder im Anfange des itzigen Jahrhunderts gelebet?

Auf der 97sten Seite sollen die Franzosen die Theorie des guten Geschmackes, durch ihre Weltweisheit zur Vollkommenheit gebracht haben. Meines Erachtens ist den Franzosen eher der gute Geschmack selbst, als die Theorie desselben einzu-

einzuräumen. Was sie noch vom Geschmacke geschrieben haben, giebt uns sehr verwirrte Begriffe davon. Die Frau Dacier, Rollin, Rapin und Du Bosc wußten selbst nicht, was sie wollten, wenn sie ihn beschreiben wollten. Doch ich bin billig. Herr Batteux in seinen Schriften kennet ihn besser. Aber den kannte Abt Terrasson noch nicht.

Der zweyte Abschnitt saget: Zeiten, darinn der gute Geschmack herrschet, duldeten den bösen nicht. Wäre das wahr: so könnte der böse Geschmack niemals einreißen. Und gleichwohl klagen itzo alle verständige Franzosen, daß der Geschmack in Verfall geräth. Remond de St. Mard, der Abt Coyer in den moralischen Kleinigkeiten, Herr Alembert, Herr Voltaire selbst, der Abt Berni, Herr Gresset u. v. a. klagen immer darüber. Der Goût frivole, der Goût des enjolivements, der Goût de Baggatelle, bemächtigen sich ja ihrer im Schauplatze, in der Malerkunst, Baukunst, Musik, und überall. Der Mercure de France klaget ja fast alle Monathe darüber. Man spielt ja den Adieu du Goût mit dem größten Beyfalle auf der pariser Bühne!

Der 2te §. auf der 99sten Seite im Schlusse, kann den übeln Geschmack so leicht befördern, als den guten. Denn gesetzt, alle Söhne und

Töch-

Vorrede.

Töchter wollten in ihrem dreyßigsten Jahre von den Begriffen ihrer Aeltern und Lehrer abweichen, um für kluge Menschen gehalten zu werden: wo wird der gute Geschmack derjenigen Aeltern bleiben, die bisher einen Corneille und Racine, einen Moliere und Destouches für schön gehalten haben? Nichts verderbt die guten Meynungen in Künsten und Wissenschaften mehr, als der Dünkel junger Leute, die sich für klüger halten als ihre Vorgänger; bloß weil diese älter, sie aber jünger sind.

Der vierte Abschnitt enthält unvergleichliche Gedanken. Man kann sie nicht oft genug überdenken: und sollte sie fast auswendig lernen.

Der fünfte Abschnitt ist eben so schön. Hier findet man eine tiefe Einsicht in die wahren Schönheiten der Schreibart, die allen Schriftstellern unaufhörlich zur Richtschnur dienen sollten. Möchten ihn doch unsre heutigen Witzjäger fleißig durchstudiren! Möchten ihn doch aber auch die übertriebenen Bewunderer der Alten, auf der 114ten und 115ten Seite, lesen und überlegen!

Der sechste Abschnitt hält vortreffliche Begriffe von der Beredsamkeit in sich. Sie sind aber dem heutigen aufkeimenden Blümelgeschmacke schnurstracks zuwider.

Der

Vorrede.

Der letzte §. der 119ten Seite setzet das fleißig gelesen werden der Bücher zur Richtschnur ihrer Güte: und darum wird Plutarch vom Verfasser dem Plato vorgezogen. Aber 1) war Dacier unparteyisch: denn er hat sowohl Plutarchs Leben, als Platons Gespräche übersetzet. 2) Ist es kein Wunder, daß historische Schriften mehr, als moralische gelesen werden. Plutarchs Moralien werden auch nicht gelesen, wie seine Leben. 3) Nach dieser Regel würden alle heutige Romane und Komödien und Hexenmährchen der Franzosen bessere Bücher seyn, als des Cartesius und Mallebranische, des Montaigne und la Bruyere Schriften. Non tam bene cum rebus mortalium agitur, ut meliora pluribus placeant. Argumentum pessimi turba est. *Sen.*

Das zweyte Capitel von der Dichtkunst hält sehr wichtige Lehren in sich. Die gar zu abergläubischen Anbether des Alterthums, denen alle seine Fehler Schönheiten sind, mögen dabey in sich gehen. Homer war groß, aber doch ein Mensch; und zwar ein Mensch in einem noch sehr rohen und einfältigen Weltalter. Seine Begriffe von der Tugend waren eben so unvollkommen, als die von der Gottheit. Aber zu seiner Zeit konnte man sie nicht besser haben. Das entschuldiget ihn. Zu Virgils Zeiten war es keine große Kunst, ihn zu übertreffen. Des Abt Terras-

rassons Gedanken über den Homer, in zween Bänden, sind vortrefflich; und noch von niemanden beantwortet.

Die Bewunderer der alten Sprachen mögen die 138. u. f. Seite wohl überlegen. Es ist unstreitig, daß der Telemach viel vollkommener eingerichtet ist, als alle ältere Heldengedichte.

Auf der 140sten Seite urtheilet der Verfasser sehr vernünftig vom Milton. Seine Bewunderer mögens beantworten! Auch sein Urtheil von der Prinzeßinn von Cleve ist richtig. Was er aber a. d. 142. Seite von den fontenelliſchen Schäfergedichten saget, scheint nur aus Gefälligkeit, gegen einen noch lebenden großen Mann, hergeflossen zu seyn. In so weit ist es artig, und zu entschuldigen. Was aber das Versuchen neuer Arten von Gedichten betrifft: so ist ja dasselbe allezeit erlaubt gewesen. Aber die Beyspiele derer, die mit einem Phaeton von der geschlagenen Bahn abweichen wollen, und verunglücket sind, sollte billig alle, die einen wahren Ruhm lieben, behutsam machen. Der Abwege sind viele: aber ein Kluger bleibt auf der Landstraße.

Auf der 143sten Seite ist Herr von Voltaire mit Grunde getadelt.

Der dritte Abschnitt hält wichtige Erinnerungen, wegen der theatralischen Gedichte in sich. Möchten sich nur alle dramatische Dichter den

2. H. auf der 146sten Seite mit goldenen Buchstaben vor Augen malen!

Auf der 157. u. f. Seite ist Boileau trefflich beurtheilet. So geht es Dichtern, die gelehrter thun wollen, als sie sind. Im Mikromegas des Herrn von Voltaire sind solche Schnitzer auch.

Das dritte Hauptstück ist voll von schönen Gedanken. Sonderlich enthält der 3. H. des zweyten Abschn. eine große Wahrheit, die von der Ungerechtigkeit der Menschen, gegen die Erfinder nützlicher Dinge, oder Lehren handelt. Man trägt immer ein Bedenken, denen, die etwas zuerst in Schwang bringen, oder gebracht haben, die ihnen dafür gebührende Ehre zu erweisen: und wenn man gleich nicht umhin gekonnt, ihre Entdeckungen und Lehrarten anzunehmen; ja wohl gar handgreiflich mit ihrem Kalbe pflüget: so nennet man sie doch nicht eher, als bis man sie tadeln will. Ist es nicht schön, wenn man dergestalt auf andrer Unkosten klug thun kann; und wie jenes Füllen handelt, daß nach seiner Mutter den ersten Hufschlag versuchet!

Auf der 166sten Seite ganz oben, ist es schwer zu begreifen, wie die Bewegung des Gährens die Erzeugung der Thiere hervorbringen, oder ihr Leben unterhalten soll. Unser Blut zeiget im Pulsschlage allemal eine räumliche Bewegung vom Herzen, nach den äußersten Enden des Kör-

pers,

pers, und von hier nach dem Herzen: und diese erhält das Leben. Wie wäre es aber möglich, daß eine bloße Gährung gewisser Säfte ordentlich gebauete thierische Körper, voller Ebenmaaß und Verhältniß, ein optisch eingerichtetes Auge, und mechanisch gestaltete Gebeine, Mäuslein und Spannadern hervorbringen sollte? Noch nie hat die Gährung nur eine Made, geschweige denn eine Mücke, oder Ameise hervorgebracht. Herr Büffon, der eben dergleichen altväterischen Wahn wieder Mode machen will, ist von allen verständigen Naturforschern nur ausgelachet worden.

Auf der 168sten Seite erkläret sich der Herr Verfasser wider die anziehende Kraft: und auf der 170sten, spricht er dem Neutonianismus alle Vortheile zu. Was ist also dieser? Die Ausrechnungen des Laufes der Planeten, aus den Gesetzen der Anziehung. Das stimmet nicht gar zu wohl zusammen. Allein man hat auch schon gewiesen, daß der Lauf des Mondes nicht den neutonischen Gesetzen der Anziehung folget. Ist dieß von demjenigen Planeten wahr, den wir am besten kennen: wie wirds um die andern stehen?

Im vierten Abschnitte scheint der Herr Verf. zu sehr dem Hirngespinste der Einbildungskraft von Zeit und Raum nachzuhängen; wie er solches von den Neutonianern gelernet. Einen

Raum

Vorrede.

Raum ohne Körper, und eine Folge von Augenblicken, ohne Veränderungen, die in gewissen Substanzen vorgehen, sich vorstellen; das heißt, ein Ding denken, das weder eine Substanz, noch eine Eigenschaft eines andern Dinges ist; das weder der Schöpfer, noch ein Geschöpf ist; das allezeit gewesen, und immer seyn wird; es möchte nun ein Gott seyn, oder nicht. Ist das aber nicht ein Traum, ein bloßes Hirngespinst, womit alle Neutonianer ihre Einbildungskraft betrügt?

Auf der 178. u. f. S. giebt der Verfasser seine Meynung von den Kometen zu verstehen: die nur eines theils wahr ist, eines theils aber nur aus den cartesianischen Hypothesen herfließt; und also falsch ist. Daß nämlich die Kometen verirrte Planeten sind, die gleichsam eine neue Sonne suchen, ist ihrem genau beobachteten ordentlichen Laufe nicht gemäß; den z. E. Herr Euler und Herr Prof. Heinsius, noch von dem letzten großen Kometen von 1744 berechnet haben. So ordentlich schwimmt kein verirrtes Ding um die Sonne. Uebrigens nähert sich der Verfasser dem astronomisch-theologischen Lehrgebäude, dessen Leibnitz im I Theile seiner Theodicee gedenket.

(So viel vom ersten Theile.)

Im zweyten Theile ist der Hr. Verf. viel kürzer, aber auch viel untadelhafter. Auf der 185.

u. f. S. steht ein H. der den Fehler vieler, auch von unsern Schriftstellern, anmerket. Wir haben viel Moralisten; aber wenig wahre Patrioten, wenig Weltbürger, wenig Menschenfreunde: wenn sie gleich bisweilen diese Namen führen. Oft sind sie gar schlüpfrig, und bisweilen gar schädlich.

Auf der 186. u. f. S. steht ein Urtheil vom Oedipus des Sophokles. Wenn doch Herr Terrasson auch den voltairischen beurtheilet hätte! Ich zweifle nicht, er würde bey genauer Prüfung gefunden haben: Sophokles sey der christliche, Voltaire aber der heydnische Dichter gewesen.

Die 188ste Seite giebt der Ehrsucht schuld, daß sie das Gegenwärtige dem Künftigen vorzieht. Cicero, und der jüngere Plinius bereden mich des Gegentheils. Jener saget in der Rede für den Archias: das gegenwärtige Leben, und der Beyfall der heutigen Welt wäre der Mühe nicht werth, daß man sichs so sauer werden ließe, wenn man nicht einer erleuchtetern Nachwelt entgegen sähe. Eben das will der letztere mit seiner reverentia posteritatis sagen, die ein Schriftsteller hegen soll. So wenig Gewicht meine geringe Stimme ihren Urtheilen geben kann: so willig trete ich auf ihre Seite. Unsre Zeit urtheilet mehr nach Leidenschaften. Der Nachwelt Urtheil wird mit einer reinern Vernunft unsern Werth bestimmen. Dieser ihren Beyfall wünsche ich mir zu verdienen!

Der

Vorrede.

Der 1. §. a. d. 190sten Seite ist eben so wahr, als Juvenals Satz:

Nil habet infelix paupertas durius in se,
Quam quod ridiculos homines facit.

Gleichwohl war er auch jener Meynung nicht ungeneigt, wenn er schrieb:

Stultitiam patiuntur opes.

und abermal: Tam raro sensus communis in illa Fortuna!

Der 3te §. der 195sten Seite ist ein großer Trost derer, die von Boshaften und Lästerern angegriffen werden. Ihr böses Herz entkräftet ihre Waffen und Angriffe. Die beste Gegenwehr eines Herzens, das aufs wahre Vollkommene und Gute geht, ist:

Hic murus aheneus esto:
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.

Die Zeit bringet die Wahrheit und Unschuld ans Licht; bedecket aber die Bosheiten mit ewiger Schande. Und wie schön sind nicht die Betrachtungen der 196sten u. f. Seite.

Das 11te Capitel ist sehr voll vernünftiger Gedanken. Indessen redet der Verfasser als ein Franzos immer zum besten der monarchischen Regierung. Er thut klug, ob es gleich seine großen Abfälle leidet. Aber hätten wir weniger Recht, wenn wir als Deutsche, eine aus

Monarchie und Aristokratie vermischte Regierungsart vorzögen? Man reise durch Deutschland und Frankreich, und gebe genau acht, wo der geringste Unterthan, und der Mittelmann glücklicher ist? Unzählige Reisende versichern mich, daß Frankreich größtentheils voll Armuth und Elend ist: und so fangen auch diejenigen deutschen Landschaften an auszusehen, wo die monarchische Regierung sich der despotischen nähert.

Der 2te §. a. d. 202ten Seite ist wahr. Man sieht ihn an allen von einer gewissen Nation. Sie sind alle auf ihres Königs Macht und Größe eitel, wenn sie gleich fast Hungers sterben. Don Collibrados, den Holberg im Schauspiele abmalet, ist ihr wahres Ebenbild; ob er gleich einen Spanier vorstellet.

In den folgenden Gedanken von der Demokratie bin ich des Verfassers Meynung vollkommen. Das vielköpfigte Thier tauget nichts, wenn es regieren soll. Es kömmt nur selten, daß der Pöbel ein Genua rettet, oder einen Statthalter wählet. Er kann sich aber beym Guten nicht erhalten.

Auf der 205ten Seite scheint der 2te §. des Verfassers Meynungen vom Vorzuge der Monarchien zuwider zu laufen. Der letzte aber zeiget die schlimme Seite der so hoch gepriesenen Römer, in einem wahren Lichte. Rom war es

längst

längst werth, daß deutsche Völker seiner unersättlichen Herrschsucht ein Ende macheten. Die Heruler und Gothen rächeten das menschliche Geschlecht an diesen allgemeinen Räubern, die des Eroberns nicht satt werden konnten. Sie waren eine Geißel Gottes über die Tyrannen; wurden aber wieder von den Longobarden, so wie diese von den Franken gedemüthiget, als sie aus der Art schlugen.

Die Wahrheit des letzten §. a. d. 206ten Seite zeiget itzo Corsica. Das folgende ist durchgehends schön.

Der 2te §. der 211ten Seite ist eine große Wahrheit. Aber wie wenige Prinzen und Staatsleute sehen ihn ein! Ein jeder will selbst alles Gute genießen, auch mit dem Schaden der Nachkommen. Aber heißt das den Staat lieben?

Der 4te §. a. d. 215ten Seite ist ungemein schön. Man setze an die Stelle: er ärgre sich, daß die Elbe nicht nach Danzig oder Holland, sondern nach Hamburg; und die Donau nicht nach Triest, sondern nach Belgrad fließt. Opitz saget davon sehr weislich:

Am besten, gerne thun! Denn wer nicht will, der muß.

Zum 2ten §. der 217ten Seite schicket sich die Antwort eines neuern Cameralisten, auf die Frage: ob ein gewisses neuerobertes Land, nicht mehr

Auflagen ertragen könne? Es kann vielmehr ertragen, wenn E. M. es nicht behalten wollen: aber wenn sie es zu behalten denken; so muß es viel weniger geben.

Auf der 222ten Seite meynet der Verfasser: den Franzosen würde in ihrer Schreibart nichts vorgerücket. Aber kennt er denn den Fehler der Frivolité nicht, dessen so viel gebohrne Franzosen und Pariser selbst, ihre Landleute nnd Schriftsteller schuldig erklären? Ich habe dieselben oben schon namhaft gemachet, und will sie also nicht wiederholen. Ich setze nur noch den Hrn. Arnauld hinzu, dessen Satire wider Paris im III. B. des Neuesten aus der anmuthigen Gel. steht. Aber freylich ist dieser Fehler so wenig bey ihnen allgemein, als es die Spitzfündigkeit und Pralerey bey Wälschen und Spaniern sind. Ein jedes Land hat auch seine gute Seite.

Der letzte §. des IV. Abschnittes ist wohl zu überlegen. Wie läßt es, wenn die Bürgerhäuser prächtiger als das Rathaus sind; und in Residenzen der Adel herrlicher, als der Landesherr wohnet?

Der letzte Absatz auf der 225sten Seite, ist so wahr von vielen deutschen Provinzen, als von Paris. Von diesem haben mirs viele daselbst gewesene Reisende, ja selbst Franzosen gestanden: daß man auf den Straßen alle drey Schritte ei-

nen

nen oder mehr Bettler findet. Ob dem also sey, habe ich gezweifelt; bis mir Abt Terrasson es hier gedruckt bestätiget hat. Ob das nun mit der so gerühmten Glückseligkeit der monarchischen Regierung einstimmig sey, lasse ich einen jeden beurtheilen. Aber ich kenne Reichsstädte und ganze Landschaften in Deutschland, wo eben der Fehler einer guten Politik im Ueberflusse herrschet.

Im zweyten Abschnitte von Gott und der Religion, hatte der Abt Terrasson seine Philosophie, der er bis dahin sehr getreu gewesen, so gar bey seit gesetzet, daß er sich nur gar sehr verrieth, daß bey seiner Religion, auch so gar die Vernunft aufhöre, und lauter Vorurtheil des Ansehens herrsche. Man hörte sowohl in diesem, als in den beyden folgenden Abschnitten, einen bloß römischgesinnten Mitbruder des Oratorii, wo er die Theologie studieret hatte, reden. Nun glaubte die Frau Uebersetzerinn eben nicht, daß es ihr Beruf wäre, die katholische Religion zu predigen. Sie hat sich also die Freyheit genommen, die so viel französische Uebersetzer sich schon vor ihr genommen, und alle diese Früchte des römischgesinnten Eifers weggelassen. Um aber die Philosophie von der Religion, nicht ganz auszuschließen, hat sie, als eine gute Protestantinn, ihre eigene Gedanken, auf eben den Schlag auszulassen gesuchet, wie der Verfasser geschrieben

ben haben würde; wenn er das Glück gehabt hätte evangelisch denken zu können.

Sie hat aber alle ihre Sätze im Anfange und am Ende mit kleinen Häckchen bemerket; um den Leser zu warnen, daß er nicht Hrn. Terrassons, sondern ihre Gedanken lese: wiewohl auch der Inhalt solches Verständigen schon zeigen würde.

Bey der 233sten S. im 2ten §. muß ich nur anmerken, daß sein Schluß eine Gegenrede auf Hrn. Terrassons Beweis von der Wahrheit der römischen Kirche sey. „Denn, saget er: „um zu wissen, welches die rechte christliche Re„ligion sey, darf man nur die Türken fragen. „Weisen uns nun dieselben nach Rom, oder nach „Genf, um uns den Sitz derselben zu weisen? „Ohne Zweifel thun sie das erste. Folglich „heißt die römische Kirche allein die wahre„. Mehr darf ich nicht hinzusetzen.

Joh. Chr. Gottsched.

Betrach-

Betrachtungen
des Herrn von Alembert,
Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften,
die Person und Werke des Herrn
Abtes Terrasson betreffend.

Die meisten Prinzen werden bey ihren Lebzeiten viel mehr gelobet, als nach ihrem Tode. Von den Gelehrten aber kann man heute zu Tage das Gegentheil sagen. So lange sie leben, tadelt man sie entweder, oder man vergißt ihrer gar; nachdem sie sich entweder vor andern hervor-

thun, oder unter dem großen Haufen vermenget bleiben: sobald sie aber todt sind, rühmet man sie alle. Diese große Menge von historischen Lob- und Trauerreden, wird von einigen gemisbilliget. Wenn man ihnen glauben will, so ist niemand unserer Lobeserhebungen werth, als diejenigen, die durch ihre Einsicht und Gaben, ihre Mitbürger erleuchtet, und ihrem Vaterlande Ehre gemachet haben. Wozu nützet es denn, sagen sie, daß man solche Namen, die selbst zu ihren eigenen Zeiten unbekannt gewesen, noch auf die Nachwelt bringe, und ihnen feyerlichst eine Stelle in den Jahrbüchern der Gelehrsamkeit zuerkennet, wo es niemanden einfallen wird, sie zu suchen?

So übertrieben mir diese Vorwürfe auch vorkommen, so bekenne ich doch, daß der Gebrauch, worüber man sich beschweret, seine Misbräuche hat. Welcher Gebrauch aber hat keine? Indessen behaupte ich, daß dieselben, in Gegenhaltung seiner Vortheile, sehr geringe sind.

Hätten die Alten, welche den großen Männern Bildsäulen aufrichteten, eben so viel

Sorg-

Sorgfalt getragen, die Gelehrten zu erheben, als wir thun; so würden wir allerdings einige unnütze Nachrichten haben: allein wir würden auch von dem Fortgange der Wissenschaften und Künste, und von den Entdeckungen jedes Jahrhunderts, besser unterrichtet seyn, als jetzt: und diese Geschichte würde uns viel mehr reizen, als die Geschichte einer ganzen Menge Regenten, die den Menschen nichts als Böses erwiesen haben. Uebrigens dörfen wir nicht besorgen, daß die Nachwelt die Rangordnung verwechseln werde: denn indem wir die Geschichte der Gelehrten schreiben; so weisen wir, auch ohne unsern Vorsatz, einem jeden schon den Platz an, welchen er einnehmen soll.

Dieses wünschete ich nur, um dergleichen Aufsätze so nützlich zu machen, als möglich ist: daß man sich bestreben möchte, mehr den Charakter des Menschen, als den Schriftsteller, zu schildern; gesetzt, daß man dadurch zuweilen aus der Lobschrift eine bloße Geschichte machete. Die Werke eines großen Geistes, oder eines berühmten Gelehrten, setzen schon

von selbst das Urtheil ziemlich fest, was man von seinen Gaben fällen soll: aber der Anblick seiner Aufführung, seiner Sitten, ja so gar seiner Schwachheiten, das ist eine Schule der Weltweisheit. Und was kann man nicht insonderheit für einen Nutzen ziehen, wenn derselbe, seiner Gemüthsart und seiner Gesinnungen wegen, verdienet hat, ein Muster aller derer zu seyn, die in einer Laufbahne mit ihm laufen?

Ein solcher war der Herr Abt Terrasson. In dem Reiche der Gelehrsamkeit behauptete er sonder Zweifel einen ansehnlichen Platz: allein dieses war der mindeste Theil seines Ruhmes. Das, was ihn vor allem kennbar machet, ist dieß, daß er an der Spitze der praktischen Weltweisen seiner Zeit gestanden hat: und dieses Lob ist um so viel größer, je seltener es heut zu Tage ist, dasselbe zu verdienen.

Man hat schon vor langer Zeit gesaget, der Ruhm und der Eigennutz wären, oftmals beyde zugleich, zuweilen einer zum Schaden des andern, die zwo großen Triebfedern, welche

den

den Menschen in Bewegung setzen: und die Gelehrten haben keine Ausnahme, den Zoll der Menschlichkeit zu entrichten. Ungeachtet ihre Arbeiten selten zum Reichthume führen, so irren sich doch viele unter ihnen in diesem Stücke; und treten in eine so edle Laufbahne, aus Bewegungsgründen, die nichts weniger als edel sind. Einige unter ihnen scheinen dem Eigennutze entsaget zu haben: und dieß Opfer ist sehr geringe, wenn sie eben keine Begierde besitzen, der sie eine Genüge thun wollen. Allein gemeiniglich sind sie eben daher nur desto hitziger, auf diejenige Begierde nach einem großen Namen; welche, wie Tacitus sich ausdrücket, die letzte Leidenschaft der Weisen ist. Vergebens stellen sie sich vor, daß die Zahl der geschickten Richter klein sey; genug daß sie wissen, die Zahl der Richter überhaupt sey groß: und aus einem Widerspruche, davon sie selbst schwerlich einen Grund anzugeben wissen, sind sie recht begierig, den Beyfall aller dieser Richter an sich zu ziehen; davon ein jeder, für sich einzeln betrachtet, gar wenige ausgenommen, sie gar nicht schmäuchel-

haft dünken würde. Wie glücklich! wenn sie sich nicht gar bemühen, dieselben durch Kunstgriffe und Ränke an sich zu ziehen.

Der Herr Abt Terrasson war von dieser Art zu denken weit entfernet. Er war weder der so zärtlichen Eigenliebe unterworfen, die zuweilen eine rechte Marter der Gelehrten wird; noch auch dem so niederträchtigen Neide, der ihnen eine wahre Schande ist. Seine Arbeiten sah er nicht anders, als Kinder seiner Musse an, die er dem allgemeinen Tadel frey ausstellete. Der Beyfall einiger erleuchteten Freunde war ihm genug: und das Urtheil der übrigen beunruhigte ihn nicht. Man fragte ihn einsmals: was er von einer gewissen Rede hielte, die er halten sollte? Sie ist gut, sprach er, sie ist recht sehr gut. Alle Leute werden zwar nicht eben so davon urtheilen; aber das bekümmert mich sehr wenig.

Die Begierde, reich zu werden, plagete ihn eben so wenig, als die Begierde, viel Aufsehens zu machen. Das Glück suchete ihn, ohne daß er es suchete; es verließ ihn wieder,

der, ohne daß er drauf dachte, es zurück zu halten: und er befand sich wieder in mittelmäßigen Umständen, mit eben derselben philosophischen Gelassenheit, die ihn niemals verlassen hatte. Indessen, und ungeachtet er mitten in seinem Reichthume, niemals diejenige Einfalt der Sitten bey Seite gesetzet hatte, die der Reichthum so gemeiniglich verändert; so trauete er doch sich selbst nicht: **Bis auf eine Million**, sagete er, **will ich für mich wohl Bürge seyn.** Diejenigen, die ihn kannten, wären auf eine viel höhere Summe für ihn Bürgen geworden.

Er bedaurete diejenige Zeit, in welcher die Gelehrten, weil sie nicht so vertheilet und zerstreuet gewesen, mehr einer mit dem andern gelebet haben. Da sie weniger Vortheil dabey hatten, einander zu schaden; so waren sie einiger unter einander, und stunden folglich in mehrerm Ansehen. Ihr Umgang hatte vielleicht nicht eben dieselben Annehmlichkeiten, weswegen man ihn heute zu tage so eifrig suchet: allein die Höflichkeit in der Aufführung wird nur gar zu oft, auf Kosten der

Sitten hoch getrieben. Die Marktschreyerey, (man vergönne mir diesen Ausdruck) die anitzt so gemein und so kühn ist, war damals lange so arg nicht; weil sie nicht so sicher war, ihren Zweck zu erhalten. Man saget hiermit nicht, daß der Umgang mit der Welt den Gelehrten nicht nöthig sey; insonderheit denenjenigen, die mit ihren Schriften der Welt gefallen, oder dieselbe schildern wollen. Allein, da dieser Umgang allgemein geworden, und sonder Wahl geschieht; so wird er für sie anitzt eben das, was die Entdeckung der neuen Welt für Europa geworden ist: es ist nämlich sehr zweifelhaft, ob sie so viel Gutes als Böses gewirket hat.

Da der Herr Abt Terrasson den Hof gar nicht ängstlich suchete; so fand er es auch viel bequemer, die mehresten Großen gar nicht zu besuchen, als sich in ihrer Gegenwart immer in seinem Range zu erhalten, ohne sich wegzuwerfen, oder gemein zu machen. Insonderheit floh er diejenigen, deren Stolz auch sogar mitten aus ihrem gnädigen Bezeigen hervorbricht; und in Ansehung derer, der

Hoch-

Hochmuth oftmals bey einem Gelehrten eine Tugend, und die Sanftmuth ein Laster ist. Diejenigen Großen aber schätzete er sehr hoch, deren Umgang ungezwungen und liebenswürdig ist, welche sich ohne Pralsucht auf die Wissenschaften und freyen Künste befleißen, und sie ohne Eitelkeit lieben; und die, wenn es erlaubt ist, nach der Mode zu reden, ihre Geburt und ihre Titel nicht zur Schutzwehr ihres Verstandes brauchen.

Er war auch weit entfernt, die wirklich erleuchteten Liebhaber, mit denenjenigen zu vermengen, die nur den Namen davon an sich reißen; und insgemein nur bemühet sind, große Gaben niederzuschlagen, um die mittelmäßigen zu erheben: weil es ihnen unbekannt ist, daß ein vorzügliches Verdienst seinen Beschützern Ehre machet; und hingegen ein mittelmäßiges seinen Gönnern Schande bringt.

Man wird sich hieraus leicht vorstellen können, daß er nicht viel besser auf die besondern Zusammenkünfte zu sprechen war, die anitzt so gebräuchlich sind, und die sich zu Richtern der Schriftsteller aufwerfen. Man

mochte ihm vorstellen wie man wollte: daß sich durch diese Gesellschaften der Witz immer mehr und mehr ausbreite. Er antwortete hierauf mit einer Vergleichung, die nicht sowohl weit hergeholet, als vielmehr nachdrücklich ist: **Der Witz eines Volkes gliche denen Goldblättchen, die immer dünner werden, je mehr sie sich ausbreiten, und in der Dicke das wieder verlieren, was sie in der Oberfläche gewinnen.** Insonderheit fürchtete er, daß dergleichen unberechtigte Richterstühle, die den Ton der Gelehrten angeben wollen, ihnen solchen nicht dereinst vorschreiben möchten; und auf diese Weise mit Gewalt suchen möchten, eine Geißel guter Bücher, und eine Zuflucht des bösen Geschmacks zu werden. Seiner Meynung nach, müßte man keine andere Ursache von dem Geschwätze suchen, welches sich unvermerkt in den neuern Werken einschleicht; und da es von Tage zu Tage seltsamer wird, uns den bevorstehenden Verfall der Wissenschaften anzukündigen scheint. Denn der falsche Witz gränzet näher mit der Barbarey, als man denket.

Ein

Ein Mensch, der so gesinnt war, als der Abt Terrasson, mußte nicht leicht um Gnadenbezeugungen, auch um solche, die bloß die Gelehrsamkeit betreffen, anhalten. Man hätte ihm wahrlich sogar die Namen dererjenigen nennen müssen, die sie auszutheilen haben: diejenigen, die man ihm verliehen, hatten ihm seine Verdienste ganz allein ausgewirket.

Man darf sich nicht wundern, daß er gegen andere eben so gleichgültig war, als er gegen sich selbst war. Das so abwechselnde Schauspiel derer Leidenschaften, die die Menschen bewegen, (eine gewöhnliche Zeitkürzung der mehresten Weisen) war selbst nicht allemal ein Schauspiel für ihn. Er war philosophischer als Demokrit; er begnügte sich, das Lächerliche seiner Zeitgenossen einzusehen, und mochte nicht einmal darüber lachen. Man hätte sagen sollen, er betrachte von dem Planeten Saturn herunter, diese Erde, die wir bewohnen. Es ist wohl wahr, die Menschen sind für den, der sie von dort oben betrachtet, nur ein Punct: allein es setzt sich nicht ein jeder dahin, wer da will.

Was

Was ihn aber insonderheit am allerwenigsten beschäfftigte, das waren die Händel der Prinzen, und die Staatsgeschäffte: von welchen die Weltweisen selten sprechen, ohne auf diejenigen zu schimpfen, die am Ruder sitzen; und dieses zuweilen zur Unzeit, allemal aber vergebens thun. Er war gewohnt zu sagen: Man muß sich in einem Schiffe, auf welchem man nur ein Reisender ist, nicht um das Steuerruder bekümmern. Dieser Rath ist in einer Monarchie, die gut regieret wird, gewiß der beste; und wenigstens allemal der sicherste, man lebe in welcher Monarchie man wolle.

Die Unwissenheit, in welcher er von den meisten Sachen dieses Lebens stand, ertheilete ihm diejenige Treuherzigkeit, die eine Anmuth ist, wenn sie nicht lächerlich ist; die wenigstens allemal eine Anzeige der Tugend ist; und von welcher, aus eben dieser Ursache, das Laster zuweilen die Larve entlehnet. Da sie nun schuld war, daß er vielen Leuten einfältig vorkam, so sagte man: er wäre nur auf der einen Seite witzig. Man konnte aber mit

weni-

wenigerer Spitzfündigkeit, und mehrerer Wahrheit sagen: er habe ein ander Gesicht für den Pöbel, und ein anders für die Weltweisen gehabt.

Ohne daß er für irgend ein physikalisches oder metaphysisches Lehrgebäud außerordentliche eiferte, so schien doch das cartesianische dasjenige zu seyn, welches er angenommen hatte. Dieses war, so zu reden, eine Falte, daran er sich schon in der Jugend gewöhnet hatte; allein er nahm es gar nicht übel, wenn man anders dachte. Gleichwohl ist diese Secte, die anitzt nicht eben sehr zahlreich ist, gar gern, wie andere unterdrückte oder vernachläßigte Secten, unverträglich. Es fehlet nicht viel, daß sie ihre Widersacher nicht als böse Bürger in Geschrey bringt, die auf die wahre Ehre unsers Volks unempfindlich sind. Die Anhänger des Cartesius würden vielleicht sehr erstaunen, wenn dieser große Mann wieder in die Welt käme, und sie an ihm den allerfurchtbarsten Feind der cartesianischen Weltweisheit fänden.

Was aber endlich den Ruhm des Herrn Abts Terrasson aufs höchste treibt, so machte seine Philosophie kein Lärmen, weil er nicht gewaltsam dabey verfuhr. Vieleicht hat er auch minder Mühe gehabt, sie zu erlangen: allein diejenigen Tugenden, die man am meisten lobet, sind oftmals die, die einem die wenigste Mühe kosten. So lächerlich auch übrigens die Vorurtheile sind, so ist doch ihre Herrschaft so mächtig, daß selbst diejenigen, die ihr widerstehen, sich auf ihren Heldenmuth etwas einbilden. Was ihn anbetrifft, so pralete er mit einem so seltenen Vorzuge nicht; sondern genoß ihn ganz gelassen. Er hatte es nicht erst nöthig, andern zu bemerken zu geben, daß er weder jemandes Schmäuchler, noch ein Sclave seiner Eigenliebe wäre: das sah alle Welt ohnedem wohl, und er wollte lieber seine Weltweisheit in seinen Wandel fassen, als sie nur in seine Reden einschließen.

Ich muß noch etwas von seinen Werken sagen. Sein erstes war seine Abhandlung wider die Ilias. Sie kam 1715 in dem größten Feuer des Streites über den Homer her-

heraus; ein Streit, der so unnützlich war, als die mehresten andern sind, und der dem menschlichen Geschlechte nichts neues beygebracht hat: außer etwa, daß die Frau Dacier so wenig von der Logik verstanden, als Herr de la Motte griechisch verstund. Die Streiche, welche man damals nach dem Fürsten der Dichter that, haben ihm vieleicht weniger Schaden zugefüget, als die Art, wie man sie abwandte. Da er von den witzigen Köpfen und Weltweisen zugleich bestürmet ward; so blieb fast niemand auf seiner Seite, als Leute die Geschmack hatten, und schwiegen; oder schwerköpfigte Gelehrte, welche das Mägdchen von Orleans ebenfalls würden bewundert haben, dafern Chapelain es vor dreytausend Jahren geschrieben hätte.

Anderntheils waren Homers Gegner auf die Schönheiten in allen Theilen nicht empfindlich genug, davon die Ilias voll ist, und die vieleicht das wesentlichste Stück eines Heldengedichtes sind. Sie waren gar zu erpicht, ein Werk des Witzes nach solchen Regeln zu beurtheilen, aus welchen die Willkühr

nicht

nicht ganz ausgeschlossen ist; und nach solchen Gebräuchen, die sie gar zu sehr nach unserm Geschmacke einrichteten.

Was die Händel über die Alten und Neuern betrifft, die ebenfalls einen Theil dieses Streites ausmachten, so mag ich sie hier nicht wieder erneuern, vielweniger entscheiden. Nur so viel will ich bemerken, daß, wenn die Griechen und Römer uns in gewissen Stücken überlegen sind, und in andern uns weichen müssen, man solches vieleicht nicht sowohl dem Unterschiede der Fähigkeiten zuschreiben müsse; als dem Unterschiede der Umstände, der Regierungsforme, den Bewegungsgründen des Nacheifers; insonderheit aber dem Vortheile, den sie hatten, gewisse Wege vor uns her zu durchlaufen, und dem Vorzuge den wir haben, andere Wege bereits eröffnet zu finden, die sie nur halb gewahr wurden.

Dem sey wie ihm wolle, so fand das Werk des Herrn Abts Terrasson einen so großen Beyfall, als der Verfasser wegen seiner Bescheidenheit, und insonderheit wegen

seines

seines Vorzuges verdienete, in die schönen Wissenschaften dasjenige Licht und die Weltweisheit gebracht zu haben, die auch in Materien, wo bloß vom Geschmacke die Rede ist, so nöthig sind, wenn er auf ihre wahren Grundsätze zurück geht. Vieleicht sind sie auch bisweilen gefährlich, wenn sie sich durch eine falsche Metaphysik verleiten lassen, dasjenige kaltsinnig zu zergliedern, was nur empfunden werden muß.

Frau Dacier, welche dem Abte Terrasson nicht vorrücken konnte, er wüßte kein Griechisch, hielt es nicht für rathsam ihm zu antworten. Herr Dacier that es also, und beschuldigte seinen Gegner unter andern, er hätte in seinem Werke eine Rechtfertigung der Sittenlehre des lyrischen Theaters gemachet; eine so unbillige als übel angebrachte Beschuldigung. Gleichwohl ließ sich der Herr Abt Terrasson gefallen, darauf zu antworten, und man muß gestehen, daß dieß der unnützlichste Theil seiner Abhandlung ist.

Das nächstfolgende Werk war von ganz anderm Geschmacke. Es bestand aus Be-

trachtungen über das berühmte Project *), welches bey uns so viele Familien in Unglück gestürzet hat, um einige andere reich zu machen. Der Herr Abt Terrasson hatte das Herz, dessen Vertheidigung zu übernehmen; weil er, da er es mit philosophischen Augen angesehen, dasselbe für nützlich gehalten hatte, und dessen Grundsatz von demjenigen absonderte, was nur zufällig daran war. Den Abend vor dem allgemeinen Unglücke und dem Falle so vieler Glücksgüter, so er nicht voraus sehen konnte, rechtfertigte er, so zu reden, im voraus dasjenige, welches man bald als die Ursache so vieler Drangsalen anklagen würde; und anitzt, da die Gemüther in dieser Materie wegen eines gegenwärtigen, und persönlichen Nutzens, nicht mehr so erhitzet sind, würde es vielleicht der Meynung die er behauptete, an erleuchteten Theilnehmern nicht fehlen. Uebrigens war er diesem Werke den flüchtigen Wohlstand schuldig, von welchem wir oben geredet haben, und zu allem Glücke für ihn war er nur flüchtig: denn ungeachtet

*) Der Actienhandel.

tet er ihn gar nicht vor Augen gehabt, als er geschrieben, so hätte man ihn ihm doch vorrücken können: wenn nicht die so gar kurze Dauer desselben für die Redlichkeit seiner Bewegungsgründe gebürget hätte.

Es schien, daß Herr Abt Terrasson bestimmet war, sich in ganz entgegengesetzten Materien zu üben. Im 1731ten Jahre gab er den Roman von Sethos heraus. Dieses Werk, ob es gleich sehr wohl geschrieben, und vieler Ursachen wegen schätzbar ist, fand gleichwohl nur sehr mittelmäßigen Beyfall. Die Verbindung der Physik und Gelehrsamkeit, die der Verfasser darinnen angebracht hatte, und wodurch er sowohl zu unterrichten als zu gefallen dachte, war nicht nach dem Geschmacke eines Volkes, welches alles der Anmuth aufopfert; und dem Herrn Abte Terrasson, nicht als einem Weltmanne, sondern nur als einem Weltweisen bekannt war. Allein wenn Sethos in diesem Stücke dem Telemach, der sein Muster gewesen, nachsteht: so ist hergegen auch nichts im Telemach welches einer größen Menge Characte-

re, moralischer Züge, seiner Betrachtungen, und oftmals erhabener Reden gleich käme, die man im Sethos findet. Ich will zum Beweise davon, nur bloß die Abschilderung der Königinn von Aegypten, in Gestalt einer Leichenrede anführen. Dieser Abriß würde auch Tacitus bewundert, und Plato den Königen zum Durchlesen angerathen haben.

Das letzte seiner Werke ist die Uebersetzung Diodors von Sicilien. Ungeachtet er in der Vorrede die Lobsprüche gegen seinen Schriftsteller nicht sparet, so will man doch, daß er diese Uebersetzung nur unternommen, um zu beweisen, wie blind die Bewunderer der Alten sind. Wenn man die Alten in dieser Absicht übersetzet, und den Diodor von Sicilien dazu erwählet: so müßte es wohl ein Unglück seyn, wenn man über seiner Arbeit verurtheilet würde.

Er war ziemlich frühzeitig in die Akademie der Wissenschaften getreten, um dereinst ihr Secretär zu werden. Die Weitläuftigkeit seiner Erkenntniß, und seine besondere

dere Gabe im schreiben, gaben allen Anlaß zu glauben, daß er diese wichtige Stelle mit Ehren bekleiden würde. Als aber Herr von Fontenelle aus einer Bahne trat, in welcher er sich wohl noch länger hätte üben können, nachdem er sie vierzig Jahre hindurch mit dem größten Ruhme erfüllet hatte: so hatte dieser Nachfolger, welchen er sich selbst ausgesuchet hatte, nicht mehr Kräfte genug, an seine Stelle zu treten.

Ein solcher Weltweiser, als wir hier geschildert haben, wußte gar zu gut die Kunst, sich selbst genug zu seyn, als daß er nicht vom Schauplatze hätte abtreten sollen: als das Alter und die Schwachheiten anfiengen, ihn auf selbigem unbrauchbar zu machen. Er schloß sich also gänzlich bey sich ein, und ließ sich höchstens nur an solchen öffentlichen Oertern sehen, wo er niemanden zur Last seyn konnte. Er kannte seine Nation viel zu gut, daß er nicht bey guter Zeit sollte eingesehen haben: wie undankbar sie, auch selbst gegen diejenigen ist, die das meiste zu ihrem Unterrichte, oder zu ihren Ergetzungen beygetragen

haben. Er wußte, daß der Vorzug, bis ans Ende überall ämsig gewünschet zu werden, nur ein Vorrecht einer sehr geringen Zahl seltener Menschen ist: ja daß sie oft, wenn sie gleich dieses heftige Verlangen nach sich, durch persönliche Eigenschaften und die Anmuth ihres Umganges verdienen, dennoch dasselbe hauptsächlich der Eitelkeit zu danken haben. Der Herr Abt Terrasson zog also bey guter Zeit seine Seele aus dem Gedränge, wie Montagne anräth: und sein Alter war nicht minder philosophisch, als sein Leben.

Die Art des Stoicismus wozu er sich gewöhnet hatte, hinderte ihn nicht, einige gute Freunde zu haben, denen er sehr ergeben war. Der Herr Marquis von Lassay, und Herr Falconet waren von dieser Zahl, und das ist genug zum Beweise daß er Freunde zu wählen wußte; insonderheit aber, daß er sich in Ansehung ehrlicher Leute nicht betrog.

Der Herr Abt Terrasson wird von seinen Freunden beweinet, und überhaupt von allen

allen bedauret, die ihn gekannt haben. Dieses kann auch niemanden fehlen, der mit Verstand und Geschicklichkeit, niemals der Eigenliebe, oder der Gewinnsucht anderer hinderlich gewesen ist.

Schreiben
des Herrn von Moncrif,
Mitglieds der französischen Akademie,
an Mylady ***.

Gnädige Frau!

Ich sehe mit Vergnügen, daß die Werke des verstorbenen Abtes Terrasson Sie neugierig gemachet haben, zu wissen: was für ein Mann er im gemeinen Leben gewesen; ja daß sie bey Ihnen eine Art von Freundschaft gegen den Verfasser gewirket. Dieß ist eine sehr natürliche Folge derer Lobsprüche, die eben diese Werke von Ihnen erhalten haben. Ich erinnere mich,

daß Sie zuweilen von Personen, deren Geschicklichkeit Ihnen gefiel, und deren Charakter Ihnen zuwider war, gesaget haben: Schade! daß man sie nicht lieben kann!

Der Herr Abt Terrasson würde in Dero Vaterlande sehr viel Beyfall erhalten haben. Sie haben bemerket, daß ein gewisser philosophischer Geist die Seele aller seiner Schriften ist. Nun, eben dieser Geist, wodurch sie Dero Hochachtung so billig verdienen, den flocht er so wohl in die mindesten Dinge des Umganges, als in die wichtigsten; und dieß geschah nicht aus Vorsatz. Eine gewisse Richtigkeit der Vernunft, die man mit gutem Vorbedachte anwendet, und womit man sich auch bey den geringsten Kleinigkeiten brüstet, ist nicht so wohl ein Werk der Philosophie, als einer kalten Einbildungskraft, und eines aufgeblasenen Herzens. Derjenige Mann, von welchem ich hier rede, war ohne Vorsatz, ohne daß er es selbst einmal gewahr ward, das was er war.

Er hatte es zu einem sehr hohen Grade in der Kenntniß der gelehrten Sprachen gebracht

bracht: und man weis, daß er dieses langwierige Studieren nicht so wohl aus Geschmack; als aus dem Verlangen getrieben, die Meisterstücke der berühmtesten Schriftsteller des Alterthums selber zu kennen.

Gemeiniglich bildet man sich über der Geschicklichkeit, oder Kenntniß die man besitzt, um so viel mehr ein, je seltener die Gattung derselben ist, oder je mehrere Mühe es uns gekostet hat, darinnen weit zu kommen. Der Abt Terrasson war von Natur vor dieser Art von Trunkenheit gesichert, er schätzte seine eigenen Einsichten, so wie anderer ihre, nur nach dem Range hoch, den sie im menschlichen Verstande zu haben schienen; dessen Fähigkeiten er bey weitem noch nicht für erschöpfet hielt. Er hatte also keine übertriebene Hochachtung gegen die Meisterstücke der Alten, kein ungegründetes Vorurtheil gegen die Entdeckungen der Neuern.

Sie führen mit Ruhme die Mäßigung an, die er in dem berühmten Streite bewiesen hat, in welchen er sich auf eine vorzügliche Weise eingelassen. Ich kann Ihnen sagen, gnä-

dige Frau, daß, wenn er denen Beyspielen hätte folgen wollen, die seine Gegner ihm gaben, es ihm vieleicht an beißenden Ausdrücken nicht würde gefehlet haben.

In alle Streitigkeiten, die den Witz betreffen, schleichen sich Leute ein, die sich zu einer Partey schlagen, ohne daß man sie darum bittet. Diese sehen einen gewissen entscheidenden und mürrischen Ton, für einen Beweis von Verdiensten an; aber nur sie allein betrügen sich dabey. Nachdem der Abt Terrasson von einem solchen Gegner sogar Schimpfreden hatte erdulden müssen, so antwortete er mit seiner gewöhnlichen Spaßhaftigkeit: ist das nicht ein großer Eifer für den Homer! Mich dünkt, bey seinem Leben hätte er ihn Ihnen wohl geschenkt.

In Gesellschaften, die aus ansehnlichen Personen bestehen, befinden sich solche Leute, die auf keine großen Vorzüge Anspruch machen können, niemals besser, als wenn man sie für nichts rechnet: und dieses ist eine Befriedigung, die ihnen von drey Vierteln der Men-

Menschen gern zugestanden wird. Der Abt Terrasson war gerade einer von denen unscheinbaren Leuten, aus denen die kleinen Geister sich im Anfange gar nichts zu machen wissen; die aber eben durch dieses unscheinbare Wesen, bey vernünftigen Leuten sehr viel gewinnen; und die zuletzt von allen beyden geliebet werden. Ein Ton der Sprache, ein überaus ungekünsteltes Betragen, auch dann wann er die klügsten Sachen sagte: der wenige Antheil, den er an seiner Meynung nahm, wenn man nichts mehr that, als daß man ihr nur widersprach, anstatt sie zu bestreiten; und wenn überhaupt die Materie an sich selbst nicht wichtig war: alle diese Umstände waren, wie Sie selbst leicht einsehen, gnädige Frau, sehr geschickt, den gemeinen Mann irre zu machen. In seinem äußern Ansehen war nichts, was seine Verdienste verrieth: und wie viel Leute, die doch Kenner von Verdiensten seyn wollen, habens nicht nöthig, daß sie ihnen gerade zu angekündiget werden.

Es kam noch ein anderer nachtheiliger Umstand hinzu: der Abt Terrasson hatte, ungeach-

geachtet er gewohnt war, mit Personen *) zu leben, bey denen die Titel und Geschicklichkeiten gleich gute Aufnahme fanden, und also gern bey einander waren, dennoch keine Kenntniß von demjenigen erlanget, was man die Sitten der Welt nennet. Nicht daß er durch dasjenige wäre abgeschrecket worden, was die kleinen Gefälligkeiten und die Art zu reden, welche die drey Viertel dieser Wissenschaft ausmachen, gezwungenes und nichtiges an sich haben mögen; sondern weil er gar nicht gemerket hatte, worinnen sie besteht. Es schien, daß sein Geist nur da wirksam seyn konnte, wo die Vernunftschlüsse nöthig sind. Alsdann erblickte man in ihm den erleuchteten Philosophen, den guten Bürger, und denjenigen Mann, welchen die Sanftmuth und Munterkeit seines Characters angenehm machten.

Eine gewisse Person**), die gewiß sehr im Stande war, den Verdiensten ihren Werth bey-

*) Die Gräfinn de Verue; die Marquise de Charost, nachmalige Herzoginn von Luynes; den Herrn und die Frau von Lassay; die Marquise de Lambert.

**) Die Marquise de Lambert.

beyzulegen, hatte von unserm Weltweisen bey Gelegenheit seiner wider einander laufenden Eigenschaften gesaget: nur ein sehr kluger Mensch kann so dumm seyn.

Der verstorbene Herr de la Faye, welcher mit aller Annehmlichkeit die die Kenntniß der Welt giebt, noch viel liebenswürdigere Gaben verband; war einer von denen scharfsinnigen Leuten, mit welchen der Herr Abt Terrasson am liebsten umgieng: und der Herr de la Faye war ungemein gern um ihn. Waren sie gleich beyde in vielen Stücken unterschieden, so waren sie einander doch in einem Stücke gleich, welches vieleicht den stärksten Knoten zu einer dauerhaften Freundschaft unter zween Leuten machet, die beyde in den Schranken des Witzes laufen: das heißt, sie schätzten beyde einander, wegen ihrer guten Seite hoch, und keiner überhob sich derer Vortheile, die er über den andern hatte. Die Höflichkeit des Herrn de la Faye, die Annehmlichkeiten, die den Grund seines Characters ausmacheten, schützten ihn vor allen Anscheinungen einer Ueberlegenheit; so

wie

wie der einfältige Character des Abtes Terrasson ihn vor allen Empfindungen der Eifersucht schützte.

Diejenige Kenntniß der Welt, die ihm so vollkommen fehlete, machte ihn in keinen Stücke gegen diejenigen widerwillig, deren ganzes Verdienst fast nur darinnen bestund. Er gieng gern mit ihnen um; er unterwarf sich mit gutem Anstande deren Spottreden, welche diese Unwissenheit und sein poßierliches Ansehen ihm zuzogen: Es hat nichts zu sagen, sagte er: die Gerechtigkeit muß gehandhabt werden.

Diejenigen, deren Kenntnisse sich weiter erstreckten, mochte er gern von neuern Werken reden hören, wenn nur ihre Entscheidungen nichts betrafen, als was den Geschmack angeht. Ich bewundere, sagt er, ihre tiefe Einsicht in gewisse Wohlanständigkeiten, und die zarte Empfindung, nach welcher sie eine unendliche Menge Annehmlichkeiten und Fehler entdecken können, die unser Jahrhundert eingeführet hat.

hat. Ich höre sie an, wie ein Reisender ein Land betrachtet, darinn er ein Fremdling ist, und dessen Clima ihm gefällt. Allein wenn sie sich in unser Handwerk mischen wollen, wenn sie von dem Grunde der Sachen urtheilen, reden und entscheiden wollen: dann suche ich mich zu zerstreuen; und das macht daß ich Geduld habe.

Diese Zuflucht war bey ihm dermaßen zur Gewohnheit geworden, daß er niemals weder Verachtung, noch lange Weile blicken ließ, wenn man in Gesellschaften die Art von Wunderbarem vorbrachte, die so oft abgedroschen und so geschickt ist, die gesunde Vernunft zu beleidigen. Mit ihm konnte man ungestraft, an Träume, an Nativitätstellen und Quacksalber glauben: welche um das Vertrauen des Kranken zu gewinnen, dieselben versichern, daß sie keine Aerzte sind. Kurz, man konnte nichts leichter zu begreifen wissen, als Widersprüche, nichts wahrscheinlicher finden, als Wunderwerke. Dergleichen Unterredungen führeten ihn auf Betrachtun-

tungen über die Natur des menschlichen Verstandes; und wenn er dann mit zu reden anfieng, so sagete er irgend einen Spaß; dessen Trockenheit so viel Vernunft enthielt, daß ihn niemand übel nehmen konnte.

Zur Zeit des Actienhandels konnte er, der durch die vertrauteste Freundschaft mit gewissen Personen verbunden war, die im höchsten Ansehen stunden, dem Glücke nicht entrinnen. Sein ganzer Ehrgeiz gieng so gleich dahin, solche Grundsätze spüren zu lassen, die, da sie den Reichthum durch den Umlauf ausbreiten, den Müßiggang und Geiz, als zwo schädliche Pesten der Gesellschaft verbannen möchten. Dieß war die ganze Gewalt, die der Ueberfluß über ihn gewann. Er konnte sich gar nicht angewöhnen, dasjenige zu seyn was man reich nennet. Er befragete sich zuweilen bey sich selbst nach neuen Bedürftnissen, nach einer neuen Lust; und er war noch auf nichts gefallen. Endlich verlor er alle Hoffnung sie zu erlangen, als dieser überflüßige Reichthum fast ganz und gar verschwand. Nun bin ich aus aller Noth! sagte er, nun

nun kann ich wieder mit wenigem leben; das ist mir viel bequemer.

In der Art von Hinfälligkeit, in welcher er die zwey letzten Jahre seines Lebens zugebracht, hat sich der vorzügliche Character seines Geistes allezeit erhalten. Er überrechnete mit Lachen die Abnahme seiner Seelenkräfte. Ich rechnete heute früh, sagte er einmal zu einem Arzte *) der sein Freund war, daß ich vier Fünftel von den Einsichten verloren haben kann, die ich mir erworben habe. Sollte dieß länger währen, so wird mir auch nicht einmal die Antwort übrig bleiben, die der ehrliche Herr von Lagny **), unserm berühmten Mitbruder, dem Herrn von Maupertuis gab. Ich muß Ihnen sagen, gnädige Frau, daß Herr von Lagny (welcher im Cal-

*) Camillus Falconet, Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften.

**) Mitglied der Akademie der Wissenschaften starb 1734. Sein Leben steht in des Herrn von Fontenelle Werken.

Calculiren ungemein stark war) da er in letzten Zügen lag, und seine Familie um ihn herstund, die ihm die zärtlichsten Sachen zurief, gar kein Zeichen einiger Kenntniß von sich gab. Herr von Maupertuis kam hinzu: ich will ihn schon zum reden bringen, sprach er: Herr von Lagny! das Quadrat von zwölfen? .... Hundert vier und vierzig, antwortete der Kranke, mit schwacher Stimme; und sagete seit dem kein Wort mehr.

Um wieder auf den Abt Terrasson zu kommen: als er gewahr ward, daß er im Gespräche dasjenige verlor, was Montagne die Erinnerung seiner Wiederholungen nennet; so sann er auf ein Mittel, diesen Fehler zu vermeiden, der seinen Freunden sehr zur Last fallen müßte. Mir selbst hat er dieses Geheimniß entdecket: ich habe mich eben ertappet, sagte er, daß ich Ihnen einige unnütze Dinge wiederholet habe; die ich Ihnen schon vor einer Stunde gesaget und vieleicht wieder gesaget habe. Ich bin schlüssig, mich des Gebrauches mei-

meines Gedächtnisses zu begeben. Hierauf rief er seiner Haushälterinn: kommt her, Jungfer Luquet, sagte er, ich trage euch auf, euch an meiner Statt zu erinnern, wenn ich Leute bey mir haben werde. Mich dünket, ich kann noch vernünftig genug reden; aber was neue Dinge betrifft, da bin ich mit meinem Verstande nicht mehr zufrieden. Sie hielten diesen Vertrag in der That beyde getreulich. So bald man ihn etwas fragete, sprach er: fragen Sie meine Haushälterinn; und diese gab die Antwort. Es kam so weit, daß sich mit dieser Behutsamkeit, und seiner beständig zunehmenden Schwachheit, sein Gedächtniß gänzlich verlohr. Er überlebte diesen Verlust etliche Tage, allein ohne daß er Schmerzen dabey litt.

Wenige Leute haben ein so ruhiges Leben geführet, als der Abt Terrasson. Er hatte von Natur ein gutes Gemüth; er war von denen Leidenschaften frey, die die Seele quälen; sein Character war von Natur biegsam, gleichförmig, und seine Eigenliebe glich

der Sanftmuth seiner Gemüthsart. Er hatte wahre Freunde. Wie viel Vorzüge sind dieses nicht, um so glücklich zu werden, als es der Zustand des Menschen erlaubet!

Schreiben
des Herrn ***,
an den Herausgeber.

Ich weis Ihnen viel Dank dafür, mein Herr, daß Sie sich endlich entschlossen haben, die Gedanken des verstorbenen Herrn Abtes Terrasson drucken zu lassen. Vergeblich hatten die Herren Alembert und Moncrif, diesem witzigen Kopfe den ersten Platz unter den praktischen Weltweisen seiner Zeit eingeräumet. Dasjenige was sie uns von ihm in zwoen kurzen Schriften gesaget haben, die wir mit Vergnügen gelesen, gab uns doch noch gar kein Licht von denen Grundsätzen, auf welche sich seine Philoso-

losophie gegründet hat: und der Herr Abt Terrasson hat selbst die Mühe übernehmen müssen, sie uns zu erklären.

Dieses hat er nun auf eine so deutliche als richtige Art in dem kleinen Werke gethan, welches Sie eben ans Licht stellen wollen: und ich zweifle nicht, daß das gemeine Wesen das Geschenk nicht mit Erkenntlichkeit annehmen wird, was Sie ihm zustellen. Man hat sogar an dem besondern Geiste des Verfassers ein Belieben zu tragen geschienen; und die gute Aufnahme, die die beyden kleinen Schriften gefunden, welche einige von seinen Treuherzigkeiten enthalten, giebt Anlaß zu glauben: daß man es nicht ungern sehen würde, wenn man etwas mehr von seiner Person und Gemüthsart erführe.

Da ich dem Herrn Abte Terrasson in seinen verschiedenen Verfassungen gefolget bin, und sogar seine Familie sehr gut gekannt habe; so kann ich Ihnen auch viel eigene Vorfälle sagen, die ihn betreffen. Aber das müssen Sie nicht vermuthen, daß Sie dieselben hier mit so vieler Anmuth werden er-

zählet finden, als man in Herrn Alemberts Betrachtungen, und in den Briefen des Herrn von Moncrif findet. Denn außerdem, daß es nicht einem jeden gegeben ist, so fein und mit so vieler Reinigkeit zu schreiben, als diese zween Akademisten: so habe ich auch übrigens so viele Begebenheiten in die engen Gränzen eines Briefes zu schließen, daß ich nicht eine jede derselben mit allen denen Betrachtungen begleiten werde, deren sie fähig wäre. Zu allem Glücke wird die Materie an sich selbst meinem Unvermögen zu statten kommen; und die meisten von denen Sachen, die ich Ihnen, mein Herr, sagen werde, werden ihre eigenen Zierrathe schon bey sich selbst haben.

Der Herr Abt Terrasson war zu Lyon im 1670ten Jahre gebohren. Sein Vater war Peter Terrasson, Rath bey der Senechaussée und dem Präsidial eben dieser Stadt. Seine Mutter war Luise Terrasson. Man will, daß diese Familie, die in der Stadt Lyon adelich und alt ist *), ihren Ursprung

von

*) Siehe die Zusätze zum Moreri, aufs 1749te Jahr im Buchstaben T.

von einem gewissen andern Peter Terrasson habe, welcher um 1560. daselbst gelebet, und welchem verschiedene Mitglieder der Verschwörung von Amboise das Haus genommen, um ihre Versammlungen darinnen zu halten *).

Dem sey wie ihm wolle, unser Philosoph, Johann Terrasson, war der älteste von vier Brüdern: die ihr Vater, ein sehr frommer, aber ein wenig seltsamer Mann, allerseits bestimmete, ihr Leben in der Congregation des Oratorii zuzubringen; indem er nicht für gut fand einem einzigen den Weg zu einer andern Versorgung offen zu lassen. Wir haben auch, viele Jahre hernach gehöret, daß der Abt Terrasson diesen Umstand in einen Scherz verkehret hat; als ihn jemand befragete: warum keiner von diesen vier Brüdern sich verheirathet hätte? Mein Vater, antwortete er, war ein sehr ehrlicher Mann; aber, nachdem er sich verheirathet, und vier Kinder gezeuget hatte, nahm er sich,

*) Siehe des Pater Daniels Geschichte von Frankreich, im VIII. Bande a. d. 305ten Seite.

aus Andacht vor, so viel an ihm war, das Ende der Welt, zu beschleunigen.

Ich weis nicht, ob dieß wirklich des Vaters Bewegungsgrund gewesen ist, den ich nie gekannt habe. So viel ist gewiß, daß unser Philosoph nach Paris, in das Haus des Instituti geschicket ward; als er erst achtzehn Jahre alt war, und daß Andreas, und ein anderer Johann, und Caspar Terrasson, seine Brüder, in gleichem Alter, eben auch dorthin geschicket wurden: so daß sie alle viere im Oratorio waren, als ihr Vater starb. Da nun dieser Zufall den vier Brüdern in Ansehung ihres Berufs ein wenig mehr Freyheit gab: so blieben Andreas und Caspar in dieser Congregation; allwo sie sich nach der Zeit durch ihre Gabe zu predigen hervor gethan: und wir haben von einem jeden von ihnen, vier Bände gedruckter Predigten *). Der jüngste, Johann Terrasson,

*) Die Predigten des Andreas Terrasson sind 1726. gedruckt und 1736. in vier Duodezbänden wieder gedruckt. Caspar Terrassons Predigten, sind ebenfalls in vier Duodezbänden im 1749ten Jahre gedrucket.

rasson, blieb ebenfalls im Oratorio, in welchem er nach und nach die Stellen eines Superiors und Oeconomi, mit allem Verstande und aller Richtigkeit verwaltet hat, die solche Aemter erfodern.

Was den ältesten, Johann Terrasson betrifft (von welchem ich mit Ihnen reden will), so verließ er das Oratorium gleich nach seines Vaters Tode: indem sein philosophischer Geist sich weder denen zur Ausübung der Andacht ausgesetzten Stunden; noch auch den andern Gebräuchen hatte unterwerfen können, die in solchen Gemeinschaften üblich sind. Aber es scheint, daß er seine Theologie, in der Zeit, da er dieser gelehrten Brüderschaft beygewohnet, sehr gut erlernet habe: denn man hat nach seinem Hintritte verschiedene Noten gefunden, die er über die heilige Schrift verfertiget, und eine große Menge Auszüge, die er von den Werken der Kirchenväter gemachet hat. Seine Brüder selbst sahen ihn allezeit als einen sehr guten Gottesgelehrten an.

Der Herr Abt Terrasson gieng also in die Welt: allein sein Eintritt darinn war

nicht sonderlich glücklich. Seine geringe Erfahrung, nebst seiner natürlichen Einfalt, machten, daß er von vielen Leuten betrogen ward; die ihn veranlasseten, sein väterliches Erbtheil gar bald zu verzehren: so daß er in die Umstände gerieth, an sich selbst die Macht und Wirkung philosophischer Betrachtungen zu erfahren.

Einer seiner Freunde, Namens Herr Remond, both ihm eine Zuflucht an: und er lehrete aus Erkenntlichkeit den Sohn dieses großmüthigen Freundes, das Griechische *). Er fieng sogar gemeinschaftlich mit diesem Sohne, seine Uebersetzung Diodors von Sicilien, eines griechischen Geschichtschreibers, an, davon ich nachmals reden werde. Als aber der junge Remond verstarb, gab der Herr Abt Terrasson diese Dollmetschung auch auf; um sich gänzlich der Meßkunst zu überlassen, darinnen er ein Meister war. Seine Gabe in diesem Theile der Mathematik wirkete ihm sogleich die Stelle eines Beysitzers in der Aka-

*) Man sehe die Vorrede vor seiner Uebersetzung Diodors, a. d. 1 Seite.

Akademie der Wissenschaften aus. Allein da dergleichen Stellen mehr Ehre als Nutzen einbringen, so brauchte unser Philosoph auch wesentlichere Beyhülfe, um ihn aus derjenigen Art von Dürftigkeit zu ziehen, in welche seine gar zu große Gutherzigkeit ihn gestürzet hatte.

Eben um dieselbe Zeit hatte Herr Matthäus Terrasson, sein Oheim, ein berühmter Sachwalter bey dem Parlamente *), einen sehr jungen Sohn, den er zu den schönen Wissenschaften wollte anführen lassen. Dieser beredete den Herrn Abt Terrasson im 1714ten Jahre in sein Haus zu ziehen, und auf die Studien seines Sohnes ein Auge zu haben **). Dieser Zeitpunct, der sowohl für unsern Philosophen, als für seinen Untergebenen

*) Es ist derjenige, dessen gerichtliche Reden wir in einem Quartbande besitzen.

**) Dieser Sohn ist Herr Terrasson, gegenwärtiger Sachwalter des Parlaments und der französischen Geistlichkeit, königl. Bücherrichter, öffentlicher königl. Leser des geistlichen Rechts, Rath bey dem höchsten Gerichte zu Dombes, und Verfasser der Geschichte der römischen Jurisprudenz, in einem Foliobande.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn864193890/phys_0085
DFG

nen vortheilhaft war, gereichte der Welt nicht minder zum Vortheile; indem der Herr Abt Terrasson damals, als er noch in vergnügtern Umständen lebete, seine kritische Abhandlung über Homers Ilias verfertigte: darinnen er bey Gelegenheit dieses Gedichtes, die Regeln einer auf die Vernunft und auf die Beyspiele der Alten und Neuern gegründeten Dichtkunst suchet.

Dieses Werk, welches er in zween Duodezbänden 1715 ans Licht gab, machete viel Aufsehen: entweder weil er seine Materie so vorzüglich abgehandelt hatte; oder weil die Frage über den Vorzug, welchen man den Alten vor den Neuern, oder den Neuern vor den Alten einräumen soll, damals einen berühmten Streit erreget hatte, über welchem alle Gelehrten und witzigen Köpfe in Europa uneins waren. Ich will hier dasjenige nicht wiederholen, mein Herr, was Sie bereits in den Betrachtungen des Herrn von Alembert, und in dem Briefe des Herrn von Moncrif gelesen haben: allein da ich mit dem Herrn Abte Terrasson damals sehr bekannt war, als

als er eben daran arbeitete, so muß ich Ihnen doch ein Merkmaal einer ziemlich seltsamen Zerstreuung von ihm erzählen; davon ich ein Augenzeuge gewesen bin, und das ich nie vergessen können.

Der Herr Abt Terrasson wohnete bey seinem Verwandten, im dritten Stocke, welches die einzige Wohnung war, die man ihm hatte einräumen können. Wenn er nun ausgehen wollte, kleidete er sich hier fast gänzlich an, und kam ganz schwarz gekleidet herunter: er hatte sogar seine Kniebänder um, sein Köllerchen um den Hals, seinen Mantel umgenommen, und seinen Hut unter dem Arme. Es fehlete ihm nichts, als die Perrücke, und die Schuhe, die er ganz fertig in einem untern Saale stehen fand; wohin er eine große rothe Mütze und ein Paar Pantoffeln von eben der Farbe, in Verwahrung legete, die er bey seiner Rückkunft wieder hinauf nahm. Eines Tages, nachdem er seinen Nachttisch nach Gewohnheit abgewartet hatte, und hinunter gieng um auszugehen, war er von seinem Homer dermaßen eingenommen, daß er

den

den untern Saal vorbeygieng, ohne hinein zu treten und seine Perrücke und Schuhe zu nehmen. So gieng er denn aus der Rue Serpente, wo er wohnete, mit seiner Mütze und den rothen Pantoffeln, nach der St. Michaelsbrücke zu. Sie können leicht denken, mein Herr, daß die Vorübergehenden zu lachen angefangen. Endlich sagete ihm eine Frau, worüber man lachete. Er dankete ihr, und gieng ganz gelassen nach Hause, seine vergessenen Sachen zu suchen; und indem er hinein trat, sagete er: ich habe dem Pöbel hier in der Nachbarschaft einen kleinen Zeitvertreib gemachet, der ihn nichts gekostet hat, und mich auch nicht.

Wenn ich damals schon gewußt hätte, daß man dereinst so viel Antheil an dem seltsamen Character des Herrn Abtes Terrasson nehmen würde: so würde ich anitzt im Stande seyn, Ihnen, mein Herr, noch viel mehr besondere Begebenheiten von ihm zu erzählen, die ich schon vergessen habe. Gleichwohl will ich noch einige anführen, die ich wegen der damit verknüpften Umstände, oder wo-

wodurch sie veranlasset worden, nicht habe vergessen können.

Der Herr Abt Terrasson blieb bis in das 1719te Jahr bey seinem Verwandten. Allein, da er sich die ersten Zeitpuncte desjenigen berüchtigten Systems zu Nutze gemachet hatte, welches so viele Veränderungen in den Glücksumständen der Leute machete: so brachte ihn der Reichthum, den er erlangete, auf die Gedanken, eine eigene Haushaltung anzulegen; und die vornehmen Gesellschaften, die er zu besuchen pflegte, bewogen ihn gar, sich auch eine Kutsche anzuschaffen. Nichts war ihm beschwerlicher, als diese neue Wirthschaft, und alles was dem anhieng. Die Umstände eines Hauswesens, die Vermehrung der Bedienten, waren für ihn eine Quelle von Sorgen, die er nie gewohnt werden konnte. Nichts misfiel ihm, unter andern, bey seiner neuen Einrichtung mehr, als das beständige Geldfodern des Kutschers für Haber, Heu und Stroh. Er fragete das Fräul. Falconet *) hierüber um Rath: und unter verschiede-

*) Eine Schwester des obigen.

schiedenen Fragen, die er deswegen that, habe ich eine behalten, welche die Offenherzigkeit dessen der sie that, zur Genüge anzeiget; und wie wenig Kenntniß er von den gemeinsten Dingen hatte. Mein Fräulein, sagete er, essen denn die Pferde auch des Nachts? Auf diese Frage könnte man wohl mit Recht dasjenige anwenden, was die Marquise de Lassay gesaget hat, indem sie von ihm redete: Nur ein sehr witziger Kopf könnte so gar dumm seyn.

Uebrigens hatte der Herr Abt Terrasson nicht nöthig, sehr weitläuftige Nachrichten einzuholen, was ein Fuhrwerk zu erhalten kostet: denn da sein Glück durch die Zeitläufte des 1720sten Jahres zu Grunde gerichtet ward; so dankete er seine Bedienten, Pferde und Kutsche ab, und das mit wenigerer Mühe, als er sie angenommen hatte.

Er fieng also wieder an, auf eine eingeschränktere Art zu leben; die aber, nach seiner Meynung, viel bequemer war. Einige Ueberbleibsel seines vorigen Vermögens, nebst demjenigen, was ihm eine Lehrerstelle einbrachte, die

die er schon seit langer Zeit im königl. Collegio gehabt, waren mehr als hinlänglich zu seiner Nothdurft; und ein Gehalt von zweytausend Pfunden, welches ihm der König nach diesem auf das Bisthum zu Rochelle gab, machte ihn reicher, als er je gewesen war: indem dieses Gehalt, da es ihm die Annehmlichkeiten des Lebens verschaffte, weder vielen Aufwand, noch irgend einen prächtigen Aufzug von ihm erfoderte.

Damals nun verfertigte der Herr Abt Terrasson, welcher gänzlich der Philosophie und den schönen Wissenschaften überlassen war, verschiedene Werke, darinnen beyde vereinbaret erschienen.

Im 1731ten Jahre ließ er seinen Sethos drucken, welcher, ungeachtet er von Seiten der Annehmlichkeit dem Telemach nachsteht, ihn an Gelehrsamkeit, Philosophie und insonderheit an Sittenlehren übertrifft. Ich kann unter andern niemals ermüden, in diesem Werke die Abschilderung der Königinn von Aegypten, in Gestalt einer Leichenrede,

zu überlesen. Eine Abschilderung, sagt Herr Alembert, welche Tacitus würde bewundert, und Plato den Königen zum Durchlesen angerathen haben *).

Warum kann ich doch, mein Herr, die Schranken eines Briefes nicht überschreiten, und Ihnen sowohl diese ganze Leichenrede, als eine große Menge vortrefflicher moralischer und politischer Betrachtungen hier vor Augen legen, davon der Sethos voll ist! Nichts würde gewiß fähiger seyn, dem kleinen Werke zur Einleitung zu dienen, welches sie der Welt mittheilen wollen. Allein, Sie sehen wohl, es ist Zeit, daß ich zum Ende desjenigen eile, was ich von der Person des Verfassers weis.

Der Roman des Sethos, die Abhandlung vom Homer, eine Lehrstelle im königl. Collegio, eine Beysitzerstelle in der Akademie der Wissenschaften, und insonderheit das System eine Ueberlegenheit der Vernunft, die alle weltlichen Erkenntnisse auf philosophische

*) Man wird sie hinten im Anhange finden.

sche Grundsätze leitet, gaben dem Herrn Abte Terrasson schon so lange einen vorzüglichen Platz unter den witzigen Köpfen seiner Zeit: daß er gewissermaßen bestimmet war, auch in die französische Akademie zu treten. In der That erhielt er im 1732ten Jahre, den Platz, welchen der Graf de Morville durch seinen Tod darinnen erlediget hatte; und er ward den 29ten May eben desselben Jahres in diese Akademie aufgenommen.

Hier übersah er seine Uebersetzung Diodors von Sicilien, und setzte sie ferner fort, da er sie bereits angefangen, und so lange Zeit hatte liegen lassen. Er gab davon zween Duodezbände im 1737ten Jahre, zween andere im 1741ten Jahre, und die drey letzten im 1744ten Jahre heraus. Diese Uebersetzung wird sehr hoch gehalten, und man sieht sie für eine der besten in der französischen Sprache an.

Seit der Zeit unternahm der Herr Abt Terrasson keine zusammenhangenden Werke mehr. Die Versammlungen seiner Akade-

mien, bey denen er sich sehr fleißig einfand, und seine Vorlesungen im königl. Collegio, die er niemals ohne hinlängliche Ursachen versäumete, waren in seinen letzten Lebensjahren seine einzige Beschäfftigung. Er blieb allezeit bey völligem Verstande, selbst bey der Art trocken und scherzhaft zu erzählen, die ihm ganz eigen war. Nur sein Gedächtniß ward etliche Monathe vor seinem Hintritte schwach: und da er selbst dieses zuerst merkete, so war er auch der erste, der es den übrigen meldete. Ich merke daß mir das Gedächtniß entgeht, sagte er einsmals zu dem Herrn Sachwalter Terrasson, der sein Untergebener gewesen war. Bald werde ich so gar unsere Namen vergessen: ich trage es Ihnen auf, mir wieder darauf zu helfen.

Der Herr Abt Terrasson starb zu Paris den 15ten September 1750. in einem Alter von achtzig Jahren. Ungefähr achtzehn Monate vor seinem Ende, war er in die berlinische Akademie aufgenommen worden. Außer seiner kritischen Abhandlung über den Homer, seinem Leben des Sethos

thos, und seiner französischen Uebersetzung Diodors von Sicilien, die er selbst hatte drucken lassen, hatte er noch zwey philosophische Werke gemachet, die niemals das Licht gesehen haben.

Das eine ist ein Tractat vom erschaffenen Unendlichen, in welchem er, wie man will, die richtigste Religion mit der allertiefsinnigsten Philosophie vereiniget haben soll. Bey seinem Leben hatte er einige Abschriften von diesem Werke weggegeben: davon die Urschrift weder unter seinen Papieren noch anderwärts zu finden gewesen.

Das andere ist dasjenige Werk, welches Sie, mein Herr, itzt wollen drucken lassen: nämlich eine Abhandlung, daß die Weltweisheit sich auf alle Gegenstände des Witzes und des Verstandes anwenden lasse. So weitläuftig auch dieser Titel zu seyn scheint; so finde ich dennoch, daß der Verfasser ihm in wenigen Worten eine vollkommene Genüge gethan hat: und selbst die Kürze eines solchen Werkes, in Gegenhal-

tung eines Titels, der solche weitläuftige Begriffe erwecket, ist ein Kunstgriff, den wenige Leute merken werden.

Nur einem Weltweisen, der die Menschen recht gut kennet, kam es zu, zu wissen, daß in Ansehung der Lehrer und des Unterrichtes, die längsten und zahlreichsten nicht eben diejenigen sind, die die meiste Wirkung auf sie thun; daß sie, insonderheit was Vorschriften anbetrifft, es nicht gern sehen, wenn man sie lange Zeit bey einerley Gegenstande aufhält; und daß die größte Kunst darinnen bestehe, daß man das Lächerliche des Lasters und die Reizungen der Tugend, mit so schleunigen und rührenden Zügen abschildere, daß sie durch das Erstaunen, was sie verursachen, sogleich ihre Wirkung thun.

Was den Grundriß des Werkes anlanget, so hat Ihnen, mein Herr, der Unterschied, welchen der Verfasser unter der Weltweisheit im Verstande, und unter der Weltweisheit in Sitten gemachet hat, zu einer um so viel glücklichern Abtheilung Anlaß

Anlaß gegeben: da sie verhindern kann, daß man sich in der Anwendung der verschiedenen darinnen vorgetragenen Grundsätze nicht betrüge.

Diese kleine Sammlung scheint mir überdieß sehr schätzbar zu seyn, da sie uns zeiget: daß ein einfältiger Mann, welchen viele Leute wohl gar für dumm halten möchten, weil ihm die gemeinsten Dinge des Lebens nicht bewußt gewesen, zuweilen ein erhabner Geist seyn kann; der sehr erhabene und weitläuftige Begriffe über die wichtigsten Punkte der menschlichen Gesellschaft hat.

Ich werde hier von dem Gespräche über dem Vergnügen und dem Schmerze nichts sagen, welches Sie, mein Herr, zu Ende des Werkchens mittheilen wollen. Sie sagen, es sey ein Versuch, welchen der Herr Abt Terrasson, von seiner philosophischen Fähigkeit, in seiner Jugend, und als er noch im Oratorio gewesen, habe machen wollen. Ungeachtet aber dieser kleine Versuch kein vollkommenes Werk ist, so sieht man

dennoch daraus, daß der junge Mensch, welcher fähig gewesen den Anschlag davon in einer Zeit zu fassen, in welcher ihm höchstens nur die scholastische Philosophie des vorigen Jahrhunderts bekannt gewesen, bereits in sich selbst und in seinem eigenen Vorrathe, diejenigen Grundsätze der Weltweisheit gefunden, nach welchen sie sich auf alle Gegenstände des Witzes und Verstandes anwenden läßt.

Ich bin ꝛc.

Die

Anwendung

der

Weltweisheit

auf alle

Gegenstände des Witzes und des Verstandes.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn864193890/phys_0099
DFG

Vorrede des Verfassers.

Diejenige Weltweisheit, von welcher in dieser Sammlung die Rede ist, besteht darinnen: daß man in den menschlichen Lehren *), die Untersuchung dem Vorurtheile, und die Vernunft dem Ansehen vorziehe.

Die Gestalt abgetrennter Betrachtungen, die ich diesem Werke gegeben, wird, indem sie den Zusammenhang ersparet, auch sehr viel überflüßige Worte ersparen.

Es ist mir viel lieber, daß ich einigen Lesern wirklich nütze, als daß ich eine ganze Welt fruchtlos belustige.

Ein-

*) Diese Worte, menschliche Lehren, zeigen zur Genüge, daß der Verfasser nicht begehret hat, die Religion und Glaubensmaterien dem Witze und Verstande zu unterwerfen. Die Folge des Werkes wird so gar zeigen, daß er sie dem Ansehen der Kirche unterwirft.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn864193890/phys_0100
DFG

Einleitung in die Weltweisheit.

Erster Abschnitt.
Von der Weltweisheit überhaupt, und sowohl von den alten als neuern Weltweisen.

1. §.

Ein Mensch, welcher keine Philosophie besitzt, hat keinen Verstand für sich; er hat nur anderer Leute ihren. Er redet wie diejenigen, die vor ihm hergegangen sind: da hingegen der Weltweise machen wird, daß alle, die nach

nach ihm folgen, so reden müssen, wie er geredet hat.

2. §.

Die Philosophie des Verstandes machet, daß man das Wachsthum der Vernunft in Schriften merken kann; und die Philosophie in Sitten zeiget die Zunahme der Menschlichkeit unter den Menschen und Völkerschaften.

3. §.

Die Vernunftlehre, die Sittenlehre, die Metaphysik und die Physik selbst, waren in der alten Philosophie nur ein eitler Haufen metaphysischer Spitzfündigkeiten.

4. §.

Die menschliche Weltweisheit reichet nicht zu, uns den wahren Grund der Dinge kennen zu lehren; sie ist aber hinlänglich, den wahren Grund der Wissenschaften anzuzeigen.

5. §.

Sie hält das Mittel zwischen dem groben Vorurtheile, und der leeren Metaphysik. Man findet einige Menschen, die diese beyden äußersten Dinge mit einander verbinden, ohne das Mittel zu treffen.

6. §.

6. §.

Die Philosophie ist den Götzen der Bewunderung eben so sehr zuwider, als den Götzen des Aberglaubens.

7. §.

Das unterscheidende Kennzeichen eines Lehrspruches, oder einer philosophischen Betrachtung, ist dieß, daß sie auf irgend einer Seite einer gemeinen Meynung zuwider läuft: folglich ist eine jede wahre Maxime darum noch nicht philosophisch. Anderntheils hingegen würde eine falsche Maxime, die noch außerdem auch der gemeinsten Meynung zuwider liefe, die verächtlichste Sache von der Welt seyn.

8. §.

Daraus, daß eine Sache ist, schließen wollen, daß sie seyn kann, das ist ein logischer Schluß. Aber daraus, daß eine Sache seyn kann, schließen, daß sie irgendwo ist; daß ist eine Einsicht der hohen Weltweisheit.

9. §.

Die Zeiten, in denen man die meisten Gaben findet, sind an sich selbst noch nicht die

Zeiten

Zeiten der Philosophie: allein sie bereiten dieselben vor, und bringen sie herbey.

10. §.

Es ist gewissermaßen dem menschlichen Verstande schimpflich, daß er einen Cartesius nöthig gehabt hat, um zu lernen: daß er die Untersuchung dem Vorurtheile, und die Vernunft dem Ansehen, in demjenigen vorziehen müsse, was unter die Vernunft gehöret. Wie schändlich aber ist es nicht, dieser Ermahnung noch zu widerstehen, nachdem sie einmal gegeben ist?

11. §.

Indem Cartesius die Vernunft hervorgezogen, so hat er die Menschlichkeit und Mildigkeit der Sitten vollkommener gemachet. Dieser Weltweise hat auf eine anständige Art gelehret, weil er seinen Schülern gesaget hat: Geht in euch selbst, und fraget die Vernunft um Rath. Was die Begebenheiten der Natur betrifft, so nehmet dabey eure Zuflucht zu den Beobachtungen und zur Erfahrung; kurz ich begehre

re nicht euer Lehrer zu seyn, ich suche nur euer Geleitsmann zu seyn.

12. §.

Die menschliche Vernunft, in Sachen, die die Gelehrsamkeit betreffen, ist so zu reden, erst seit dem Cartesius aus ihrer Kindheit getreten.

13. §.

Es fehlet sehr viel, daß die Anwendung des cartesianischen Grundsatzes, in Ansehung der schönen Wissenschaften, so vielen Widerstand gefunden hätte, als die Anwendung eben dieses Grundsatzes in Ansehung der Philosophie fand: für die er sich doch hauptsächlich schickte, und für welche er eigentlich gemachet war. Dieß ist eine natürliche Folge des Wachsthumes der Zeiten.

14. §.

Gewisse gelehrte Zänker, die seit dem Cartesius aufgestanden, sind viel gröber, als diejenigen waren, die vor ihm gelebet haben. Von den erstern begehrete man nicht, daß sie von sich selbst die Wahrheit einsehen sollten: und diesen vergiebt man es so gar, daß

daß sie selbige nicht sehen, wenn man sie ihnen zeiget.

15. §.

Die Welt verliert nichts dabey, daß die Philosophie auf jener ihre Art zu schließen gefolget sey. Die Philosophie selbst ist dadurch gelehrter worden.

16. §.

Die Grundsätze unserer Weltweisheit, die in den Alten selbst zerstreuet gewesen sind, und die unsere Weltweisen, welche des Cartesius Vorgänger gewesen, in ihnen nicht gesuchet haben, vielleicht auch nicht einmal gewahr geworden sind; diese Grundsätze, sage ich, beweisen, daß sie aus der Natur, und aus einer Vernunft gezogen sind, die allen Jahrhunderten gemein gewesen ist: die sich aber noch nicht genug ausgewickelt hatte. Den Neuern kömmt, gewissermaßen, nur der Zusammenhang dieser Grundsätze, deren allgemeine Anwendung und die Gründlichkeit ihrer Folgerungen zu.

17. §.

Cartesius ist der Urheber der neuen Weltweisheit: allein ihre Einführung in diesem König-

Königreiche hat sie bloß der Akademie der Wissenschaften zu danken. Diese berühmte Gesellschaft hat schuld, daß die neue geometrische Lehrart, trotz den ältesten ihrer Mitglieder sogar, die sich ihr widersetzten, angenommen worden. Sie ist es endlich, die allezeit durch den Eifer der jüngsten ihrer Mitglieder, die vortrefflichen Methoden öffentlich eingeführet hat, welche die Zeit mit sich bringt, und denen sie selbst ein großes Ansehen durch die gelehrten Werke geben, die allezeit aus ihren Federn fließen.

18. §.

Die Akademie der Wissenschaften hat den Geschmack vollkommener gemachet, indem sie dem Cartesius zufolge, die wahren Grundsätze der Urtheilskraft festgestellet hat; so wie die französische Akademie sie durch die Wahl der Worte, und die Zierlichkeit der Schreibart, erhoben hat.

19. §.

Die Philosophie ist nichts anders, als der Geist des Cartesius, welcher durch die Akademie der Wissenschaften vollkommen gemachet,

machet, und auf seinen höchsten Gipfel gebracht worden; dieser Geist, der sich allmählich überall ausbreitete, läßt alles, was sich ihm widersetzet hat, ja sogar alles, was keinen Theil an ihm nimmt, im Staube zurück.

20. §.

Ein jeder Mensch, der nicht von jeder gelehrten Materie so denket, wie Cartesius vorschreibt, daß man von physikalischen Dingen denken soll, der ist nicht werth in diesem Jahrhunderte zu leben.

21. §.

Newtons Philosophie, ob sie gleich wunderschön ist, ist gleichwohl nicht für so geschickt befunden worden, als des Cartesius seine, auf alle Arten der Lehren angewandt zu werden; und die engländische Beredsamkeit hat sich seit Newtons Zeiten so sehr nicht gebessert, als die französische Wohlredenheit sich seit dem Cartesius gebessert hat. Dieß kömmt daher, daß des Cartesius Lehrgebäu ein philosophisches Lehrgebäu ist; dahingegen Newtons seines nur physisch und geometrisch ist.

22. §.

22. §.

Newton hat den Carteſius nicht vernichtet; und Carteſius ſelbſt hat die alten Weltweiſen, in demjenigen, was ſie Gutes haben konnten, nicht zu Boden geſchlagen. Nur Männer, die keine Philoſophie beſaßen, und kein Wachsthum des menſchlichen Verſtandes in der Folge der Zeiten zugeben, wollten den Carteſius durch den Ariſtoteles ſtürzen, und möchten noch anitzt gern den Newton durch den Carteſius vernichten.

23. §.

Carteſius iſt der erſte Urheber von allem, was im ganzen Newtonianiſmus Gutes iſt; und dieſes ſelbſt in denen Puncten, wo der Newtonianiſmus ihm zuwider iſt.

24. §.

Eine unzählige Menge Menſchen werden die Philoſophie, die noch nicht überall eingeführet iſt, nicht eher annehmen; als bis ſie die mehreſten Stimmen auf ihrer Seite haben wird. Alsdann wird ſie in ihrem Verſtande nicht anders Eingang finden, als in der Geſtalt eines Vorurtheils.

Zweyter Abschnitt.

Von dem Wachsthume des menschlichen Verstandes.

1. §.

Ein Mensch, der in einer gewissen Ordnung, und mit Nachsinnen, die Schriftsteller aller Zeiten gelesen hätte, wie einige Gelehrte, deren Zahl aber sehr geringe ist, gethan haben; wenn dieser auch kein Buch gelesen hätte, welches den Namen einer Geschichte führet: so würde er, außer vielen Begebenheiten, die er erlernet hätte, auch noch die merkwürdigste von allen Geschichten, nämlich die Geschichte des menschlichen Verstandes, wissen.

2. §.

Was die allgemeine Natur betrifft, so ist der Mensch nicht groß durch das was er weis; sondern er ist vielmehr klein dadurch: aber er ist groß durch das was er muthmaßet.

3. §.

Der Mensch an und für sich selbst genommen, kann, in gewissem Verstande, nicht wach-

wachsen, ohne daß er in einem andern abnehme; indem er die Stärke der Urtheilskraft erwirbt, so verliert er das Feuer der Einbildungskraft. Ganz anders ist es mit dem Menschen überhaupt genommen, oder mit dem gemeinen Wesen, beschaffen: da dieses aus allerley Altern besteht, so wird es allezeit mehr gewinnen, als verlieren. Nichts kann ihm schädlich seyn, als diejenigen Begebenheiten, die die Barbarey wiederbringen möchten.

4. §.

Das Wachsthum des menschlichen Verstandes in denen Jahrhunderten, die der Barbarey nicht unterworfen, oder keine Ueberbleibsel davon sind, gehöret in die Zahl derer Sachen, die so nothwendig sind, als das Wachsthum der Bäume und Pflanzen. Indessen hat Herr von Fontenelle noch nicht genug gesaget, wenn er die Geister verschiedener Jahrhunderte mit den Bäumen vergleicht; die, ob sie gleich einer auf den andern folgen, dennoch, was die Art betrifft, immer dieselben bleiben. Dieses würde nichts mehr als unsere Gleichheit mit den Alten beweisen. Allein

lein die Bäume verschönern sich nicht, durch eine auf einander folgende Mittheilung; dahingegen die Menschen, ihre Kenntniß und ihre Rathschläge, denen hinterlassen, die ihnen nachfolgen.

5. §.

Das Wachsthum des menschlichen Verstandes in dem Laufe der Wissenschaften, ist eine Folge eines natürlichen Gesetzes, welches demjenigen vollkommen ähnlich ist, nach welchem eine Privatperson, von Kindheit an bis in ein hohes Alter, an Erfahrung und Klugheit zunimmt. Nach diesem Gesetze findet eine ganze Nation denjenigen Faden einmal wieder, welcher durch die Einbrüche der Barbarey verloren gegangen ist: eben wie ihn ein einzelner Mensch wieder finden würde, dem Krankheiten oder andere Zufälle ein Hinderniß gemachet hätten. Daher gebe ich diesem Lehrgebäude den Namen Philosophie, indessen daß das entgegengesetzte Lehrgebäu, das heißt, die natürliche Ueberlegenheit der Alten über die Neuern, nichts als den Namen einer Unmöglichkeit oder Ungereimtheit ver-

verdienet; eben wie ein Lehrgebäu seyn würde, welches erwachsenen Menschen Kinder zu Lehrern oder Mustern geben wollte.

6. §.

Die Griechen sind, in ihrem Ursprunge, Kinder gewesen: und die Römer waren in ihrem Ursprunge Barbaren.

7. §.

Die Vernunft und die bürgerliche Morale hatten noch eine längere Zeit nöthig, sich zu bilden, als die höhern Wissenschaften, oder die Physik brauchete. Dieser Satz ist demjenigen schnurstracks zuwider, welchen Menschen sonder Philosophie vorbringen: welche wollen, daß die natürlichen Gaben bey den Alten in höherm Maaße gewesen; und daß die Zeiten nur die Wissenschaften, oder diejenigen Kenntnisse vollkommener gemachet haben, die nur durch die Erfahrung zunehmen können. Ich hergegen behaupte, daß dasjenige, was die gesunde Vernunft und die guten Sitten betrifft, im Homer so weit nicht getrieben sey, als selbst in der Astronomie. Die Ursache davon ist diese. In den geometrischen Wissenschaf-

ten muß man durch das Schwache gehen: aber man geht niemals durch das Falsche. In Materien aber, die die Vernunft und Morale betreffen, hat man nicht nur das Unbekannte und Schwache überwinden: sondern auch noch alles Falsche und Mangelhafte ausstehen müssen.

8. §.

Man hat in den Streitigkeiten über die Alten und Neuern zugestanden, daß die Menschen in Materien, die die Erfahrung betreffen, zunehmen können; allein man hat auch behauptet, daß man in Sachen, die bloß den Witz betreffen, gleich auf einmal zur Vollkommenheit gelangen könnte. Hierauf antworte ich: 1) Für den Menschen ist alles Erfahrung; die Politik, die Morale u. s. w. 2) Behaupte ich, und habe es bewiesen, daß die Morale dasjenige unter allen sey, wozu der Mensch die meiste Zeit gebrauchet hat, sich darinn fest zu setzen: denn er hat erst den Irrthum durchwandern müssen, in welchem das Heidenthum gestanden, daß nämlich die Götter nichts anders von uns foderten, als

Got-

Gottesdienst und Geschenke; ohne alle Ordnung der Sitten, ja selbst ohne Gottesfurcht. Denn das Alterthum ist voller Zeugnisse, daß auch Bösewichter von den Göttern, um den guten Erfolg ihrer lasterhaften Unternehmungen gebethen. Dieß ist ja der leibhafte Homer, wenigstens für diejenigen, die ihn kennen. Ferner ist die Morale der Könige nichts anders gewesen, als die Erhaltung einer Gewalt, die nur ihren eigenen Vortheil, und gar nicht die Glückseligkeit ihrer Unterthanen betraf. Hierauf ist der Geist der Rache und Eroberungssucht gekommen, in welchem man den ganzen Ruhm des Heldenmuthes setzete: und dieß ist abermals noch der bloße Homer. Nachmals aber haben uns die Geschichtschreiber, und Virgil in seinem Aeneas, den gottseligen, weisen und tapfern Stifter eines Volkes gewiesen, welches in der größten Schwäche seines Anfanges, durch edlere und ehrlichere Wege, die Beherrscherinn der ganzen Welt zu werden trachtete, als Homers Helden jemals gethan. Endlich haben wir das Gedicht vom Telemach gelesen, durch wel-

ches man in der Ueberzeugung bestärket worden: daß die allgemeine Glückseligkeit des Weltgebäudes, in der Billigkeit jedes Prinzen gegen seine Nachbarn, und in einem weisen Regimente über seine Unterthanen, bestünde.

9. §.

Da die Reife des menschlichen Alters, so kurz auch sein Leben seyn mag, eine gewisse Länge hat; um so vielmehr muß man dergleichen auch den guten Jahrhunderten des Alterthums zugestehen. Die Griechen haben seit Homers Zeiten, sonderlich in Ansehung der Sitten und Vernunft, merklich zugenommen: und Hesiodus, welchen man hundert Jahre nach ihm setzet, zeiget, ob er gleich weniger Witz und Geschicklichkeit besaß, als sein Vorgänger, in seinem Gedichte vom Ackerbaue, viel mehr Vernunft und Sitten, als in der ganzen Ilias zu finden sind. Seine Ausleger lehren uns, daß er dieses Gedicht an seinen Bruder gerichtet habe, um ihm zu zeigen, wie er durch Fleiß und Wachsamkeit sich selbst reich machen, und zugleich zu dem Unterhalte

seines

seines Bruders Hesiodus, der auf seinem Gute haftete, Rath schaffen könnte. Wie aber hat nicht insonderheit die Geschichte sich mit der Zeit gestärket, wie man aus den Schriften des Polybius sieht; der, da er mit den Römern fleißig umgieng, angefangen hat, in diese Schreibart diejenige Seele und das Leben einzuführen, welche nach diesem von den Lateinern auf den höchsten Gipfel getrieben worden.

10. §.

Das Wachsthum des Verstandes in öffentlichen Werken oder Reden, hat schon seine Wirkung gethan, bevor man ihn selbst noch gewahr geworden ist; und verschiedene dieser Werke, oder Reden, sind von Leuten aufgesetzet worden, die von dem Vorzuge der Griechen und Lateiner vor ihnen, überzeuget waren. Allein ich glaube, daß die Gelindigkeit der Sitten und des bürgerlichen Lebens, nicht wohl bearbeitet werden kann, außer durch die Aufmerksamkeit auf den Grundsatz selbst; das heißt, auf dieses nothwendige Wachsthum des menschlichen Verstandes in ruhigen Zeiten,

ten, nicht nur in Ansehung der Werke des Witzes, sondern auch in Absicht auf die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft. Und in dieser Absicht ist es vortheilhaft, daß ein jeder Mensch sein eigener Nacheiferer werde.

11. §.

Wenn man die allgemeine Absicht des Wachsthums des menschlichen Verstandes, in Ansehung der natürlichen Wissenschaften, und in Ansehung der schönen Wissenschaften, von einander trennete: so würde dieses ein gehöriges Mittel für denjenigen seyn, welcher zwo Seelen hätte; demjenigen aber der nur eine Seele hat, kann es zu nichts dienen. Einige von denen, die diese Trennung vornehmen, gestehen, daß wir den Alten in den natürlichen Wissenschaften überlegen sind; behaupten aber immer dabey, daß wir ihnen in den schönen Wissenschaften nachgeben müssen. Nun habe ich bewiesen, daß die Alten die Meßkunst und Sternkunde (ungeachtet sie uns darinnen weit nachstehen müssen) doch noch viel besser verstanden haben, als sie die wahren Grundsätze der Vernunft und Menschlichkeit

lichkeit verstanden, die doch die einzige Quelle der wahren Anwendung der schönen Wissenschaften in Prosa und in Versen sind. Cicero, der größte Mann des heidnischen Alterthums, hat, was ich hier sage, schon zum voraus in folgender Stelle seiner tusculanischen Fragen gerechtfertiget: meum judicium semper fuit, nostros aut invenisse per se sapientius quam Græcos, aut accepta ab illis feciſſe meliora, quæ quidem statuissent in quibus elaborent. Ich habe allezeit dafür gehalten, daß unsere Lateiner mit mehrerer Klugheit erfunden, als die Griechen gethan, und dasjenige vollkommen gemachet haben, was sie von ihnen in allen Materien, die sie ihrer Bemühung werth gehalten, entlehnet haben.

12. §.

Die Griechen konnten reden, die Lateiner konnten denken, und die Franzosen können schließen. Das Wachsthum der Zeit hat die zweyte Stuffe gemachet; das Wachsthum der Zeit und Carteſius, haben die dritte Stuffe gemachet.

13. §.

13. §.

Ueberhaupt sind die Neuern den Alten überlegen. Dieß ist ein Satz, der im Vortrage hart klingt, im Grunde aber bescheiden ist. Er ist kühn, weil er ein altes Vorurtheil angreift; er ist bescheiden, weil er begreiflich machet, daß wir unsere Ueberlegenheit nicht dem eigenen Maaße unsers Witzes zu danken haben, sondern derjenigen Erfahrung, die wir durch die Hülfe der Beyspiele und Betrachtungen unserer Vorgänger erlanget haben.

14. §.

Die Herren Perault, Fontenelle und de la Mothe, haben es wohl eingesehen, daß die Neuern den Alten überlegen sind; aber das haben sie nicht fest genug bestimmet, daß diese Ueberlegenheit eine natürliche und nothwendige Wirkung der Beschaffenheit des menschlichen Verstandes sey. Dieses ist ein Einfall, auf welchen der Verfasser der Kritik über den Homer sich zuerst gesteifet hat, und der ganz allein das Philosophische an dem Lehrgebäu ausmachet. Sie haben die Sache also wohl als aufmerksame Leute, und als Geschicht-

schrei-

schreiber, gesaget; dieser letzte Schriftsteller aber ist der erste, der sie als ein Philosoph gesaget hat.

15. §.

Der Haß der Lebendigen, die Eifersucht gegen die berühmten Leute unsers itzigen Jahrhunderts, tragen sehr vieles zu der Hochachtung bey, die wir gegen die Todten haben; und der größte Theil derjenigen Partey, die es mit den Alten hält, besteht in Leuten, die sie nie gelesen haben.

16. §.

Man muß gar nicht hoffen, daß diejenigen, die ganz keinen Begriff von der Naturlehre und der höhern Meßkunst haben (als an deren Wachsthume die neuere Weltweisheit mittelbarer Weise Theil hat), das unmittelbarere Wachsthum gewahr werden sollten, das sie andern Wissenschaften zuwege gebracht hat, z. E. der Beredsamkeit und der Dichtkunst, in allem was die Richtigkeit und Vernunft betrifft.

17. §.

Ich habe es bereits gesaget, die Sitten haben bey der Zunahme der Zeit noch mehr gewon-

gewonnen, als die Wissenschaften: und da die Beobachtung dieses Wachsthumes unendlich viel zu dessen fernerm Fortkommen beyträgt: so hoffe ich, man wird meinem Lehrgebäude willig Gehör geben; und wenigstens in dem, was die Sitten betrifft, der blinden Bewunderung gegen das Alterthum entsagen.

18. §.

Die Zunahme des menschlischen Verstandes, die Vollkommenheit der Urtheilskraft; kurz, die Früchte der Weltweisheit, sind Gegenstände, die der Luft oder dem Aether gleichen. Da sie einige Zeit gebrauchet haben, sich auszubreiten, so wird man sie nur in einer großen Tiefe gewahr.

19. §.

Der allgemeine Satz, hartnäckigt bey den Alten stehen zu bleiben, ist, in welcher Gattung er sich auch findet, ein offenbares Hinderniß alles Wachsthums des menschlichen Verstandes.

20. §.

Die Hochachtung der Leute bleibt lange Zeit bey denjenigen stehen, die zuerst auf den rech-

rechten Weg gekommen sind; ungeachtet ihre Nachfolger sich noch höher geschwungen haben als sie. Diese Hochachtung würde auch nicht unbillig seyn, wenn sie erleuchtet wäre; und wenn sie nicht hinderte, das Wachsthum zu sehen, welches sich seit den ersten Urhebern gezeiget hat.

21. §.

Das heißt die Alten auf die allernützlichste Art kennen lernen, wenn man die Verbesserungen bemerket, welche die folgenden Jahrhunderte an ihren Werken gemachet haben.

22. §.

Die Lehrmeynung von dem Wachsthume des menschlichen Verstandes, durch die Beyhülfe der Zeit und der Beyspiele, ist eine Lehrmeynung der Vernunft, der Nothwendigkeit, und der räumlichen Bewegung: die wohl verzögert werden kann, aber allezeit wiederkommen wird.

23. §.

Die übertriebenen Freunde des Alterthums, haben gegen die neuern Zunahmen, nichts als Verachtung und Haß. Diese letzte Empfin-

dung, welche verdrießlich ist, strafet sie für die andere, die ihnen nicht sauer wird.

24. §.

Die Geschicklichkeiten sind in allen Jahrhunderten fast einerley, aber in allen etwas seltenes gewesen. Der Gebrauch dieser Gaben ist auf das Wachsthum des menschlichen Verstandes gefolget. Homer würde in einem andern Jahrhunderte keine andere Geschicklichkeit besessen haben; allein er würde sie anders gebrauchet haben.

25. §.

Ich setze einen Menschen voraus, der den feinsten Witz von der Welt hat; einen Privatmann, der übrigens alle Philosophie und alle mögliche Kenntniß besitzt, die man nur erlangen kann. Dieser Mensch könnte seine Einsicht nicht besser brauchen, als daß er dasjenige bewunderte, was die Menschen überhaupt, mit Hülfe der Zeit ausfündig gemachet und festgestellet haben.

26. §.

Auch das ist eine Art, dem Wachsthume des menschlichen Verstandes feind zu seyn, daß man selbiges nicht gewahr wird. 27. §.

27. §.

Das bloße Vorurtheil, die blinde Verehrung, dienen zu nichts, als den Zuwachs des menschlichen Verstandes aufzuhalten: dahingegen die Weltweisheit nur dazu dienet, denselben zu befördern.

28. §.

Eine der schändlichsten und schädlichsten Wirkungen des Mangels der Weltweisheit, ist diese, daß man sich allen Versuchen, und allem Bestreben einer gewissen Anzahl geschickter Leute widersetzet, die sich bemühen, den Wissenschaften und Künsten irgend eine Kühnheit, oder einen Reichthum zu verschaffen, die sie noch nicht hatten.

29. §.

Die Wissenschaften und Künste werden vollkommener, durch die Beyhülfe derer, die den neuen Entdeckungen oder Lehrarten günstig sind; und zwar auf Kosten derer, die sich ihnen widersetzen.

30. §.

Der Welt kömmt es zu, das Beste derer einzelnen Personen fahren zu lassen, die sich

den neuen Erfindungen und Lehrarten widersetzen; sie muß dieses ihres eigenen, und der Nachwelt Vortheils wegen thun.

31. §.

Zum mindesten, hat die Widerstrebung gegen alles, was sich neues hervorthut, diesen Nutzen, daß sie Ursache ist, daß nichts, als was gut ist, Fuß fasset.

32. §.

Ich will allezeit eine Gesellschaft, in welcher die Wissenschaften zunehmen, an dem Eifer der jüngsten Mitglieder, und selbst an dem Widerstreben der ältesten, erkennen.

33. §.

Man kann anmerken, daß das gegenwärtige Jahrhundert nicht eben so herrlich an Gaben ist, als das vorige war: aber, daß da es das Jahrhundert der Weltweisheit, und der strengen Wissenschaften ist, wozu noch eine richtigere Schreibart kömmt, als der Schriftsteller ihre, die unmittelbar vor uns hergegangen sind; wir mehr gewonnen, als verloren haben.

34. §.

34. §.

In den strengen Wissenschaften leitet das Werk den Meister; in flüchtigen Materien aber leitet der Meister das Werk.

35. §.

Rameaus Musik ist eines von denen Beyspielen der neuen Schönheiten, die allezeit von einigen verworfen werden. Es ist der Neutonianismus in der Musik; der eben dieselben Widersprüche erduldet, und vieleicht eben denselben Sieg erhalten wird.

36. §.

Es ist etwas feines, wenn man die Meynung merket, die gegenwärtig unter Leuten im Schwange geht, die Witz und Geschmack haben: aber es ist noch viel feiner, wenn man diejenige Meynung voraus empfindet, die in einiger Zeit die Oberhand behalten wird.

37. §.

Eines der vortheilhaftesten Mittel, das Aufnehmen der Wissenschaften und Künste zu befördern, ist, wie wir gesaget haben: daß man das Wachsthum anzeige, das sie bereits erlanget haben. Allein wenn man dieses Mit-

tel erwählet, muß man allezeit noch einen Winkel für die Erläuterungen und Zusätze im Vorrathe aufbehalten, die nachkommen können. Dieser Winkel ist der einzige Weg, welchen wir haben, auf gewisse Weise, sogar von den Kenntnissen der künftigen Zeiten, und dem Wachsthume Nutzen zu ziehen; welches der menschliche Verstand in selbigen erlangen wird. Dieß ist die Zufriedenheit solcher Väter, die für ihre Nachkommen sorgen; und der höchste Gipfel, dahin sowohl die Liebe zu Künsten und Wissenschaften, als die Philosophie, führen können.

38. §.

Es sind nicht unsere Vorfahren, es sind unsere Enkel, die wir, wenigstens in Ansehung des Erkenntnisses, verehren müssen. Wie viel Einsicht werden sie in Ansehung unsrer nicht haben, dafern sie sich die Entdeckungen zu Nutze machen, die wir ihnen hinterlassen? Alles, was wir von ihnen fodern wollten, ist dieß: daß sie uns Dank wissen, daß wir ihnen das Land umgegraben, davon sie die Früchte einsammlen werden.

Abhand-

Abhandlung,

daß

die Weltweisheit sich auf alle Gegenstände des Witzes und der Vernunft anwenden lasse.

Erster Theil.

Die Weltweisheit des Verstandes.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn864193890/phys_0129
DFG

Die

Weltweisheit des Verstandes,

welche

die Logik, die schönen Wissenschaften

und die Naturlehre in sich begreift.

Erstes Capitel.

Von der Logik, in Ansehung des Umganges und Bücherschreibens.

Erster Abschnitt.

Von der Logik überhaupt.

Ungeachtet die Weltweisheit und Logik nicht einerley ist: so habe ich doch nie einen Menschen ohne Philosophie gesehen, dem es nicht auch an der Logik gefehlet hätte. Wer kann

sichs z. E. wohl einbilden, daß in einer, obgleich nicht an einander hängenden Folge gesitteter Jahrhunderte, deren Werke auch auf uns gekommen sind, der menschliche Verstand abgenommen habe, anstatt zu wachsen?

Die Schul-Logik oder die schließende Logik, ist eine Leckerspeise von fünf oder sechs Jahrhunderten, voller Grobheit und Barbarey gewesen, die vor der Regierung Franciscus des I hergegangen sind. Die Logik der aneinander hangenden Rede, die ich eben deswegen die discursive Logik nennen will, ist eine höhere Geschicklichkeit, die den Menschen erst seit dem Cartesius zu Theil geworden ist.

Die gute Logik kömmt auf diejenige Mechanik der Schlußreden nicht an, darinnen das Hauptwesen der scholastischen Philosophie in den vorigen Jahrhunderten bestund. Cartesius hat kein Wort davon gesaget; ungeachtet er der Urheber derjenigen Kunst zu schließen ist, die dem menschlichen Verstande

so

so viel Ehre machet. Diese Kunst zu denken gründet sich ganz auf zween Grundsätze. Der erste ist: daß man in den menschlichen Wissenschaften die Untersuchung dem Vorurtheile, und die Vernunft dem Ansehen vorziehe. Der andere ist: daß man das nöthige Wachsthum des menschlichen Verstandes in allen denen Zeiten bemerke, darinnen die Barbarey nicht herrschet, oder die keine Ueberbleibsel davon sind. Die Logik ist also keine Wissenschaft oder Kunst, welche der Weltweisheit Regeln vorschreibt; sie ist vielmehr eine Folge, ein Ausfluß, eine Wirkung der Weltweisheit; deren Wesen in das Denken überhaupt wirket, und sich dadurch über alle Künste, und sonderlich über Wissenschaften, erstrecket.

Zweyter Abschnitt.

Von dem Witze und der Urtheilskraft.

Wir haben keinen einzigen Verfasser eines aneinander hängenden Werkes, dessen Beyspiel uns gelehret hätte: daß man bey vie-

vielem Witze keiner Urtheilskraft bedörfe. Hingegen haben wir deren einige, an denen die gute Aufnahme zeiget, daß man mit Verstande und Vernunft den vielen Witz wohl entbehren könne.

Der Witz und die Gaben sind eher gewesen, als die Philosophie; auch anitzt bestehen sie noch ohne dieselbe: und was noch mehr ist, die Philosophie an sich selbst, und ganz allein, ertheilet sie nicht.

Der Witz muß als ein Werkzeug betrachtet werden, und nicht als ein Gegenstand. Man muß also weder reden noch schreiben, bloß um witzig zu scheinen: sondern man muß sich seines Witzes bedienen, um gute und nützliche Sachen zu sagen oder zu schreiben.

Ein witziger Mensch, ist von einem Menschen der Witz hat, sehr unterschieden. Dieser letzte kann einer Gesellschaft überlästig werden, der ein witziger Mensch niemals zur Last wird.

Ein

Ein Mensch der Witz hat, ist derjenige, der die Gabe oder Geschicklichkeit besitzt, welche man Witz nennet, ohne auf die Art zu sehen, wie er ihn anwendet. Allein ein witziger Mensch ist derjenige, der ihn allezeit recht gebrauchet.

Wenn man auf die Art sieht, wie sich gewisse Leute ihres Witzes bedienen, von denen man glaubet, daß sie welchen besitzen: so möchte man diese Eigenschaft fast für einen Fehler halten; indem die üble Art, wie sie ihren Witz gebrauchen, sie unangenehm und oftmals verhaßt machet.

Ein geringer Witz, der unter der Zucht gehalten wird, kann nichts anders seyn, als ein geringer Witz. Aber die Bosheit ist mehrentheils mit demjenigen geringen Witze verbunden, welcher herrschet.

Es ist ein großes Merkmaal eines kleinen Geistes, und einer geringen Kenntniß der Welt, wenn man die Gedanken anderer Leute durch

Worte

Worte hofmeistern will, die zu dieser Absicht eingerichtet sind: denn man machet verständigen Leuten nichts weis, als was an sich selbst wahrscheinlich, und von allem Verdachte, aller Eitelkeit und allem Eigennutze frey ist.

Allgemein zu seyn, ist ein Vorzug, der seinen guten Nutzen hat: dafern sich ein solcher Mensch nur nicht über wirklich große Gaben erhebt, die einzeln sind.

Der Verstand ist zu einer größern Zahl von Dingen geschickt; das Naturell bringt es nur in einer einzigen Art hoch. Das erste ist für den, der ihn besitzt; das andere aber für das gemeine Wesen vortheilhafter.

Eine der größten Proben von der Billigkeit des Verstandes ist diese: daß man in dem Urtheile, welches man von andern fället, gar keine Acht auf dasjenige habe, was sie von uns denken.

Die erste Stuffe des schönen Witzes ist diese, daß er selbst vortreffliche Sachen hervor-

vorbringe; und die andere, daß er sie bey andern so hoch schätze, als sie verdienen. Mittelmäßige Geister sind von der ersten Stuffe weiter entfernet, als von der andern; der falsche Witz aber ist von der andern weiter entfernet, als von der ersten. Oder anders: Köpfe von gemeiner Art sind fähiger vortreffliche Sachen zu loben, als selbst welche hervorzubringen: falsche Köpfe sind noch unfähiger, sie in den Werken anderer zu billigen, als sie in den ihrigen anzuwenden.

Die Richtigkeit des Witzes machet, daß man das Wahre findet: der Geschmack aber lehret, wie man es auf eine gute Art sage. Die Richtigkeit des Verstandes ist die wahre Frucht der Weltweisheit, wie sie sowohl bey den schönen Wissenschaften, als bey der Naturlehre angewandt wird. Aus Mangel dieser philosophischen Fähigkeit, haben die Alten auf eine sehr zierliche Art, so wohl in der Moral, als Physik, ein Haufen falsche Sachen gesaget.

Drit-

Dritter Abschnitt.

Von dem Geschmacke und der Erziehung.

Die Empfindung des Schönen entsteht nicht anders in uns, als aus der Gleichförmigkeit der Gegenstände mit der Bildung unserer sinnlichen Werkzeuge. Diese Erklärung läßt sich so wohl auf diejenigen Gegenstände, die sich nur der Seele darstellen; als auch auf diejenigen anwenden, welche die Sinnen rühren.

Der unmittelbare Vorsatz, das Schöne zu treffen, führet fast niemals zum Schönen: sehr oft aber kömmt man durch den Vorsatz, nur das Gute zu suchen, dahin.

Durch das Schöne selbst, muß man sich von andern unterscheiden, und nicht durch die Art, wie man es vorbringt. Derjenige Schriftsteller, welcher sich durch das Schöne von andern unterscheidet, bekömmt Nachahmer; derjenige, der sich nur durch die Art des Vortrages unterscheidet, machet lauter Affen.

Die

Die Richtschnur des guten Geschmacks kömmt von den Griechen; die Römer haben ihn mehr geläutert, und die Italiäner haben ihn wieder hergestellet: die Franzosen aber haben ihn, wenigstens was die Theorie betrifft; durch ihre Weltweisheit zu seiner Vollkommenheit gebracht. Die Feinde der Gelehrsamkeit wollten uns gern um die erste Hälfte dieser Richtschnur bringen: und die gar zu übertriebene Bewunderung der Alten, würde uns des übrigen Theiles berauben.

Diejenigen Jahrhunderte darinnen der übele Geschmack geherrschet hat, haben den guten Geschmack gelitten; aber die Zeiten, in denen der gute Geschmack herrschet, dulden den bösen nicht.

In Ansehung aller Werke der Künste, macht uns der Geschmack schwierig, und die Leidenschaft nachsehend.

Anstatt daß man die Regeln einer Kunst für einen Zwang ansieht, so sollte man sie als

eine Erleichterung ansehen, um zu dem vorgesetzten Zwecke zu gelangen. Die Regeln, wenn sie gut gemachet sind, so sind sie allerdings ein Zwang für Anfänger, für geschickte Leute aber sind sie eine Erleichterung.

Schon in dem vorigen Jahrhunderte wurden die guten Schriftsteller von der Philosophie geleitet; aber sie zeigete sich nicht. Man pralete noch, daß man den Homer nachahmete; indem man sich doch sehr davor hütete. Im gegenwärtigen Jahrhunderte geht man gerader heraus: man schwöret auf keines Lehrers Wort, und führet bloß den Wohlstand und die Vernunft an.

Man muß weder in gebundener, noch ungebundener Rede, anders zu gefallen suchen, als um zu unterrichten.

Man unterrichtet die Menschen nicht, wenn man ihnen nur dasjenige beybringt, was sie schon wissen. Allein man unterrichtet sie sehr, wenn man machet, daß sie dasjenige

in

in sich selbst finden, was durch die Vorurtheile der Gewohnheit und des Irrthums, in ihnen gleichsam vergraben gelegen.

Ich setze die Grundlehren der Religion, der Klugheit und guten Aufführung bey Seite: die wir von unsern Aeltern und Lehrern in unserer Kindheit eingesogen haben, und von denen wir niemals weichen müssen. Was aber die Meynungen in den Wissenschaften, die Parteyen, oder die Politik betrifft: so muß derjenige, welcher in seinem dreyßigsten Jahre noch nichts anders in sich findet, als die Begriffe seiner Aeltern und Lehrer, sehr befürchten, daß er nie ein kluger Mensch werden dörfte.

So gut Aeltern es auch immermehr meynen mögen; so machet doch das verdrüßliche Wesen, womit sie gemeiniglich ihre Ermahnungen begleiten, und die Freyheit, die sie haben, alles zu sagen was sie wollen, ihre Reden den Kindern sehr verdächtig. Kinder bessern sich nicht anders recht aus dem Grunde, als

durch den Umgang, durch die Welt, oder das mindeste Zeichen von Beyfall. Ein kaum merkliches Lächeln, thut mehr Wirkung auf sie, als die längsten und lebhaftesten Reden ihrer Aeltern oder Lehrer.

Vierter Abschnitt.
Von dem Umgange.

Viel und gut reden, das ist die Gabe eines witzigen Kopfes. Wenig reden, und gut, das ist der Character eines klugen Menschen. Viel reden, und schlecht, das ist der Fehler eines Gecken. Wenig reden, und doch schlecht, das ist der Fehler der Dummköpfe.

So viel Geschicklichkeit ein Mensch auch von Natur empfangen haben mag, richtig zu reden; so wird sie ihm doch zuweilen unnütz-lich, ja gar nachtheilig, wenn er nicht für sich selbst aufmerksam ist, wenig zu reden.

Ein verständiger Mensch redet der Beschaffenheit seines Geistes nach, wenig; und ein witzi-

witziger Mensch redet ebenfalls wenig, weil er auf seinen Ruhm bedacht ist.

Ein junger Mensch, welcher witzig seyn will, thut seiner Einbildung ein Gnügen, indem er viel spricht. Ein Mensch aber, der wirklich Witz besitzt, wendet einen kleinen Theil davon zum sprechen, und einen größern zum schweigen an.

Es giebt zweyerley Arten der Erziehung, die eine, welche man in der Kindheit von seinen Lehrern empfängt; und die andere, welche man in jungen Jahren sich selbst ertheilet. Diese letzte ist die wichtigste, und kann nicht anders erlanget werden, als durch zuhören und untersuchen; zwo Beyhülfen, deren sich unglückseliger Weise alle junge Leute berauben, die viel sprechen.

Ein junger Mensch kömmt von schlechten Reden nicht anders zu den guten, als durch das Stillschweigen.

Junge Leute werden allezeit viemehr lernen, wenn sie geschickten Leuten zuhören, die von selbst sprechen; als wenn sie sie durch ungeschickte Fragen in Zwang setzen.

Die Uhr, welche nur dann schlägt, wenn man sie fraget, sollte eine antwortende Uhr, und nicht eine Repetiruhr heißen. Sie ist das Muster eines geschickten Menschen, der mit sich selbst nicht pralet; der aber richtig redet, wenn die andern ihn zu hören wünschen.

Ein witziger Mensch, ist andern witzig durch das was er saget; und für sich selbst, durch das was er nicht saget. Der Unwissende oder Dumme hingegen, scheint das was er ist, vielmehr durch das was er saget, als durch das, wovon er zu schweigen weis.

Von einem, der ohne Vorbereitung viel plaudern und schwatzen kann, erwarte man ja niemals richtige oder feine Gedanken und Ausdrücke.

Es

Es giebt gewisse Dinge, bey denen man sehr wohl thut, daß man sie bey andern suche und sich selbst erwerbe, nur daß man nicht davon rede. So bald man aber davon redet, so bekommen sie ein gezwungenes Ansehen, welches sogleich lächerlich machet. Der Ton einer guten Gesellschaft ist gerade in diesem Falle. Es ist sehr gut, daß man ihn habe, und sich darnach richte; so bald man sich aber dafür ausgiebt, daß man ihn besitze; oder daß man sich ein Hauptwerk daraus zu machen scheint: so gleich bekömmt er ein gezwungenes und unterschiedenes Ansehen; und worüber lose Vögel mit gutem Grunde spotten.

In Ansehung der Sprache giebt es viele Fälle, da das, was in einem Buche Richtigkeit seyn würde, in der Gesellschaft eine Schulfüchserey wäre; und wo das, was in einer Unterredung eine Leichtsinnigkeit ist, in einem Buche ein Schnitzer seyn würde.

Ich glaube, daß einer von den Kunstgriffen der Sprache, dieser ist, daß man den

Unterschied der Redensarten empfinde, die man dem zu Folge, was jemand gesaget hat, brauchen kann, und von denen zu unterscheiden wisse, womit eine Rede angefangen werden soll. Dieß geht insonderheit das Gespräch an.

Allein selbst in einem Buche, darinnen man allein redet, bedienet man sich mitten im Werke zuweilen, auf eine glückliche Art, gewisser Ausdrücke, die den Leser befremden würden; wenn er sie auf der ersten Seite fände.

Ich glaube, daß man in der Freyheit des Gespräches, mit mehrerem Fleiße eine pöbelhafte Redensart, als einen bäurischen Ausdruck vermeiden müsse: weil man, wenn ich einen bäurischen Ausdruck vorbringe, sich einbildet, daß ich nur scherzen will; hergegen wenn ich einen pöbelhaften Ausdruck vorbringe, man geneigt seyn wird zu glauben; er komme aus mir selbst, und daß es eine Grobheit oder ein Fehler der Erziehung bey mir sey. Das

Das Gemeine besteht darinn, daß man das saget, was alle Menschen sagen: und das Natürliche besteht darinn, daß man das saget, was alle Menschen empfinden. Daher kann das Gemeine niemals neu seyn, das Natürliche aber kann sehr neu seyn.

Es ist ein eben so großer Unterschied, unter eine Sache empfinden, oder sie denken; als unter sie zu wissen, oder zu sagen.

Die Wörter veralten durch den Nichtgebrauch, und die Gedanken durch den gar zu häufigen Gebrauch.

Scharfsinnige Gedanken, Schwünge der Einbildungskraft, und schöne Redensarten, sind ein hinfälliger Zeitvertreib, davon nichts zurück bleibt: es ist ein Feuerwerk, so man dem Volke anzündet. Moralische Grundsätze, vernünftige Lehren, und Regeln der Aufführung, fallen zwar nicht so sehr in die Augen, aber ihr Nutzen ist dauerhafter;

sie gleichen einer Wasserquelle, die man einer Stadt verschaffet.

In bloß speculativischen Gedanken, möchte ich wohl noch einen feinen Schwung fodern: allein in Grundsätzen oder Betrachtungen, die auf die Ruhe und den Nutzen des gemeinen Wesens gehen, würde ich so schwierig nicht seyn.

Wahrheit in den Sachen, Scharfsinnigkeit in Beobachtungen, und eine Kühnheit im Vortrage, darinnen bestehen die Ausdrücke des Naturells.

Bey einer vernünftigen Streitigkeit, muß man sehr geflissen seyn zuzugeben, und alles zu erheben, was der Gegner gutes und wahres sagt. Denn weil wir einen Menschen nicht durch unsere Begriffe auf unsere Meynung bringen werden: so kann es nicht anders geschehen, als durch seine eigenen.

Seine Gegner aufmerksam anhören, sie mögen so übel gesinnt seyn als sie wollen; ihnen

nen alles zugeben, was sie Wahres sagen, sich dasjenige zu nutze machen, was sie Gutes sagen: das ist das Mittel, bald die Oberhand über sie zu gewinnen.

Fünfter Abschnitt.

Von der Schreibart, vom Aufsetzen, und von dem Lesen der Schriftsteller.

Die Quelle, gut zu schreiben, ist, außer der bekannten und angenommenen Wortfügung, die Vereinigung der Lebhaftigkeit, mit der Richtigkeit des Verstandes.

Die vollkommenste Schreibart ist diejenige, die, in soweit sie Schreibart ist, gar keine Aufmerksamkeit erwecket, und nur den Eindruck derjenigen Sache hinterläßt, die man hat sagen wollen.

Die hohen Begriffe, die tiefsinnigen Empfindungen, stellen sich einem Schriftsteller nicht dar, wenn er an seinem Tische arbeitet. Alles dieses kömmt viel weiter her; es ist die

Folge

Folge eines langwierigen Nachsinnens und einer großen Menge von Beobachtungen; es ist das, was er schon seit langer Zeit gedacht hat.

Die Werke werden durch dasjenige schlecht, was sie enthalten, und mittelmäßig durch das, was ihnen mangelt: und da es leichter ist auszulassen, als hinzuzusetzen; so ist dem mittelmäßigen weniger abzuhelfen, als dem schlechten.

Der menschliche Verstand, überhaupt oder insbesondere genommen, fängt in Abfassung der Werke bey der bloßen Natur an, welche an sich selbst unwissend, kindisch und plump ist. Er geht weiter, durch eine Kunst, welche einerseits nur einen Theil der ersten Fehler bessert, und andererseits ein gezwungenes und gekünsteltes Ansehen bey sich führet. Allein zuletzt endiget er durch eine Kunst, die, da sie alles misfällige entfernet, und die vortheilhafteste Gestalt finden hilft, auch noch allen Anschein einer Arbeit nicht hat, und

die

die Natur selbst zu seyn scheint. Der Begriff dieses Fortganges ist mir bey Gelegenheit eines Verses eingefallen, der so heißt:

Vollführte Kunst wird zur Natur.

Allein ich ändere ihn, um alles, was ich denke, in folgender Zeile zu sagen:

Vollkommne Kunst wird wieder zur Natur.

Was die Schönheit derer Werke der Natur ausmachet, welchen die Kunst hilft, das muß auch die Schönheit der Werke des Witzes ausmachen: eine Gleichheit, und eine Mannigfaltigkeit. Uebereinstimmung in der Grundlage, Mannigfaltigkeit in den Umständen. Dieß ist es, wenn wir die Schreibart und die Poesie bey Seite setzen, wodurch die Schäfergedichte des Herrn von Fontenelle, die ein jedes einen festen Gegenstand haben, es insonderheit der dritten Ekloge Virgils zuvor thun; in welcher zween Schäfer, die mit einander um den Preis der Landlieder streiten, und ein jeder von seiner Seite eine lange Reihe abgebrochener Sachen sagen: dahingegen die zween Schäfer des Herrn von

Fon-

Fontenelle, in der Nachahmung dieser Ekloge selbst, ein jeder von seiner Seite einerley Vorsatze nachgehen.

Die Dunkelheit der Schreibart besteht darinn, daß man so rede, daß eine gewisse Anzahl von Lesern, die ich gleich klug voraussetze, dieselbe immer anders auslegen, als die andern. Die feine Schreibart besteht darinnen, daß da niemand sie den ersten Augenblick einsieht, ein wenig Nachsinnen alle Leser auf einerley Auslegung der Worte bringt. Diese feine Schreibart ist für feine Leute: und die dunkele ist wider den Verfasser selbst.

Es gehöret eben kein Verstand dazu, derjenigen Meynung zu folgen, die gegenwärtig die allgemeinste ist. Aber dazu gehöret viel Verstand, daß man noch diesen Tag einer Meynung beypflichte, welcher alle Menschen erst in dreyßig Jahren beypflichten werden. Das Gegentheil hiervon, oder die völlige Blödsinnigkeit, ist diese: daß man in einem erleuchteten Jahrhunderte, noch an den alten Irrthümern klebe. Wir

Wir haben Schriftsteller, die schon alt sind, z. E. Herr Pascal, welche auf eine Art geschrieben haben, die weniger der Schreibart ihrer Zeiten, als derjenigen gleicht, die erst nach ihrer Zeit eingeführet werden sollte. Daher kommen sie uns auch itzt nicht so gar veraltet vor, als alle ihre Zeitgenossen. Mit den Meynungen geht es noch vielmehr so. Eben nach diesem Muster suche ich meinen Geist reden zu lassen, wie man in etlichen Jahren reden wird; und dieses mehr in Ansehung der Sachen, als der Schreibart.

Man muß auf nichts aufmerksamer seyn, als daß man nicht wie eine Heerde Vieh den Fußtapfen derer folge, die vor uns gehen; und es so mache, daß man nicht gehe wohin man gehen soll, sondern wohin gegangen wird. Dieß saget Seneca, de vita beata im 1 Cap. in folgenden Worten: Nihil magis præstandum est, quam ne pecorum ritu sequamur antecedentium gregem; pergentes, non qua eundum est, sed qua itur.

Die

Die Hochachtung gegen die Welt besteht nicht darinn, daß man den gemeinen Irrthümern folge, sondern ihr recht gut bewiesene Paradoxa vorlege. Man muß die zukünftigen Meynungen merken können.

Zween Fehler in Aufsätzen, und die an den Lateinern selbst sehr merklich sind, in diesen letztern Zeiten aber gebessert werden, sind die Unflätereyen von zweyerley Art, welche die satyrischen und spaßhaften Werke besudelten, und die Schimpfwörter in streitigen Materien.

Es ist historisch richtig, daß die Kenntniß der griechischen und lateinischen Schriftsteller, unsere Schreibart vom Schwulste, von den fehlerhaften überflüßigen Zierrathen, und von den unnützen schulfüchsischen Anführungen gereiniget hat. Des Carteſius Weltweisheit aber, haben wir die Abschaffung der Vorurtheile, den Geschmack am Wahren, und den Zusammenhang im Denken zu danken, welche in den guten Schriften der Neu-

Neuern, seit der Stiftung unserer drey Akademien herrschen.

In Ansehung des Urtheiles von Werken des Witzes der Wissenschaften und Künste; halte ich noch weniger von einem Menschen, dem alles schlecht vorkömmt, als von demjenigen, dem alles gut genug ist.

Nur gute Werke kann man bessern. Mit den schlechten, und selbst mit den mittelmäßigen, ist nichts zu thun, als daß man sie fahren lasse.

Es giebt Schriftsteller, die, da sie Werke verfertiget haben, welche im Grunde, und der Materie nach, nützlich gewesen, und eben daher reißend abgegangen waren, gleichwohl dessen ungeachtet, den Ruf ihres kleinen Geistes dadurch sehr ausgebreitet haben.

Der zweyte Grund der Gelehrsamkeit verträgt sich noch mit der Bitterkeit, Härte und Unbiegsamkeit im Disputiren; der höch-

ste Grad aber machet den Geist sanftmüthig. Vieleicht ist dieses die Ursache des Unterschiedes in den Characteren des Herrn Arnaud und des Pater Petav.

Es giebt gewisse Materien, in Ansehung derer, der Grad des Erkenntnisses, der sie für unerklärbar hält, demjenigen weit überlegen ist, der sie erkläret.

Die Uebersetzungen (sagen die Bewunderer des Alterthums) benehmen den griechischen und lateinischen Urschriften, den Wohlklang ihrer Sprachen, welche ihrer Meynung nach, den Ohren ein sonderliches Vergnügen erregte, so von ihren Accenten und Aussprachen herrührete. In diesem Stücke ist der Gedanken schon falsch: indem der vermeynte Vortheil, um welchen die Uebersetzungen uns bringen würden, großentheils ein Hirngespinst ist, und für uns bereits in den Urschriften selbst verloren ist; von denen wir weder die Aussprache, noch die Accente kennen. Zum andern, gesetzt die Uebersetzungen

gen brächten uns um diesen mechanischen materialischen Vortheil, der so gar für einige Personen gefährlich ist, die er von der Aufmerksamkeit auf die Sachen, und von der Untersuchung des Wahren abwendig machet: so ersetzen die französischen Dolmetscher diesen Verlust mit Vortheil; indem sie oft die Originale durch geringe Verbesserungen, in den logikalischen Weg zurücke bringen, von welchem sie sich ziemlich oft entfernet haben.

Der größte Nutzen von dem Lesen der Schriftsteller, ist dieser, daß man aus ihnen den Geist derjenigen Zeiten kennen lernet, darinnen sie gelebet haben. Allein dieser philosophische Begriff stellet sich nur denen dar, die bereits viel gelesen haben.

Ich bin von einem Satze vielmehr vergewissert, den ich aus einem Schriftsteller annehme wo ich ihn finde; als wenn ich selbst der Erfinder davon wäre. Es ist allemal ein Zeugniß mehr.

Es ist wenig daran gelegen, daß man einen Schriftsteller seiner eigenen Fehler wegen tadele; denn alle Menschen können zuweilen irren. Aber das kann nützlich seyn, wenn man an einem Schriftsteller seine angewöhnten Fehler in Ansehung der Kritik, und insonderheit seine bösen Grundsätze in Ansehung der Morale anmerket.

Die gute Art den Lesern oder Zuhörern seine Hochachtung zu bezeigen, ist nicht, daß man ihren Vorurtheilen folge; sondern daß man ihnen durch sehr starke Gründe, die deutlich dargestellet und wohl ausgeführet werden, beweise, daß sie sich bey diesem oder jenem Umstande irren.

Anfänger, die noch unfähig sind, die Natur nachzuahmen, ahmen zuerst Nachahmungen nach: und angehende Maler zeichnen erst Bilder nach, bevor sie aus dem Kopfe arbeiten. So muß man auch lange Zeit gute Bücher lesen, bevor mans unternimmt, selbst welche zu machen. Allein man muß

keinen

keinen Maler und keinen Schriftsteller so ansehen, als ob er die Vollkommenheit und den letzten Grad seiner Kunst oder seiner Geschicklichkeit erreichet hätte: denn sonst würde man Gefahr laufen, lebenslang denjenigen unnütz zu bleiben, die die Originale haben. Diese Betrachtung führet mich noch auf eine andere; nämlich daß die Natur, die das allgemeine Original ist, den Namen davon verliert, um ihn ihren geschicktesten Nachahmern, Schriftstellern oder Malern zu überlassen.

In denen an sich selbst schweren Wissenschaften, rechne ich die Länge eines Buches nicht nach der Zahl seiner Seiten; sondern nach der Länge der Zeit, die man zu dessen Verstande brauchet. In diesem Verstande ist es ziemlich oft geschehen, daß das Werk viel kürzer geworden seyn würde; wenn es etwas länger geworden wäre.

Ein Schriftsteller hat sein Glück, als ein Schriftsteller gemachet, wenn er von einigen gelobet wird, und allen bekannt ist.

Sechster Abschnitt.

Von den Rednern und Geschichtschreibern.

Man hat die Beredsamkeit bearbeitet, bevor man noch die Vernunft bearbeitet hat; und hat den Heldenmuth erhoben, ehe man noch die Menschlichkeit erhoben hat: da man doch die Beredsamkeit nur hätte anwenden sollen, der Vernunft einen Nachdruck zu geben; und den Heldenmuth, nur um die Rechte der Menschlichkeit zu schützen.

Wir haben in einem einzigen Bande, die philippischen Reden des Demosthenes und die catilinarischen Reden des Cicero, von einer gelehrten Hand, aus dem Griechischen und Lateinischen ins Französische übersetzet. Der Uebersetzer *) mag von diesen zwey Originalen denken was er will: so dünket mich, daß des Demosthenes philippische Reden, die vor einem großen Volke gehalten worden, keine andere Beredsamkeit enthalten, als eines

*) Der Abt Olivet.

nes Kriegsministers Wohlredenheit, welcher seine Meynung in einem Staatsrathe mit Nachdrucke vortrüge. Des Cicero catilinarische Reden, die zum Theil in dem verschlossenen Senate gehalten worden, zeigen alle Anmuth der mannigfaltigen Beredsamkeit. Kurz, des Cicero Beredsamkeit scheint mir viel größer zu seyn; und das in einer Materie, die lange so edel nicht war, als des Demosthenes seine.

Es ist eine kurzweilige Meynung, die Herr Dacier hat, welcher anstatt den Plutarch vorzuziehen, von welchem ein verständiger Mann *) gesaget hat, er sey derjenige von den alten Schriftstellern, den man vorzüglicher Weise vor allen andern beybehalten müßte; wenn ja keine andere Wahl wäre, den Plato an seine Stelle setzet: der, so wohl erhalten er auch ist, und zum Theil vom Herrn Dacier übersetzet worden, dennoch von niemanden gelesen wird; da indessen Plutarch, auch sogar in altem Französisch

*) Theodor von Gaza.

übersetzet *), von allen Menschen, von den Klugen an, bis auf den gemeinen Mann, gelesen wird.

Man hat große Meßkünstler gehabt, die noch nicht zwanzig Jahre alt gewesen sind: niemals aber wird man von diesem Alter groß. Rechtsgelehrte, oder Staatskluge sehen.

In der Jurisprudenz, lehret die Richtigkeit des Verstandes den wahren Punct der Billigkeit entdecken. In der Politik lehret sie den Grad der Unbequemlichkeiten beyder Theile empfinden.

Die Jurisprudenz erfodert einen richtigen Verstand; die Politik einen weitläuftigen Verstand; und der Krieg einen immer gegenwärtigen Verstand.

Die wahre Beredsamkeit vor Gerichte, ist diejenige, welche nebst einer reinen Schreibart, sich unter einem einfältigen Ausdrucke wohl-

*) Vom Amyot.

wohlgeordneter und wohl vorgetragener Gründe verbirgt.

Die falsche Beredsamkeit spricht, und die wahre beweist.

Ich wollte allen jungen Sachwaltern rathen, so bald als möglich, zu derjenigen Zeit zu gelangen, in welcher ihr mit einem Rechtshandel verknüpfter Namen, das erste Merkmaal der Güte desselben wäre. Eine böse Sache kann nichts, als Trugschlüsse leiden. Ich würde also gar sehr geneigt seyn, den Preis der wahren Beredsamkeit demjenigen Sachwalter zu ertheilen, welcher im Stande wäre, eine gute Sache in ihr hellestes Licht zu setzen; und der von einer ungerechten auch nicht ein Wort zu sagen wüßte.

Kömmt es darauf an, einem Helden eine Leichenrede zu halten: so wird ein Schüler Wörter suchen; der Neuling wird Einfälle suchen; ein Redner wird einen Grundriß suchen. Ein wirklich großer Mann aber wird

nachsuchen, in was für einer Gesinnung er seine Materie abhandeln soll; worinnen sein Held die Tugend gesuchet, oder die Ehre gesetzet habe: und denn wird seine ganze Rede nur eine Anwendung des moralischen Grundsatzes oder Lehrgebäudes seyn, welches er sich gemachet hatte. Der Grund dieses Begriffes ist aus folgendem Texte einer Trauerrede auf die Frau Mutter des verstorbenen Königes genommen: omnis Gloria filiæ Regis ab intus. Des Königes Tochter ist inwendig ganz herrlich.

Wären unsere Werkzeuge dergestalt gebauet, daß der Mensch niemals anders reden noch schreiben könnte, als er denket: so sollte man glauben, dieser Umstand würde den Geschichtschreibern viel Lügen erspart haben. Allein, wenn man bedenket, wie alberne Possen auf guten Glauben geschrieben und erzählet worden sind: so glaube ich in der That, wir würden bey der Unmöglichkeit zu lügen, wenig gewonnen haben. Die Unmöglichkeit unwahr zu reden, gesetzt daß man

es

es für wahr hielte, die hätte man der Welt zu gut halten müssen.

Die alten Geschichtschreiber verkehrten leichtlich, durch die Weißagungen der Vogeldeuter, die sie uns erzählen, den Faden der Geschichte in eine Theaterhistorie.

Die Zeit machet die Geschichte, auch sogar von den Begebenheiten der Alten, vollkommen; indem sie uns Gelegenheiten darbeuth, die Umstände zu bekräftigen.

Zweytes Capitel.

Von der Dichtkunst, und den verschiedenen Gattungen der Gedichte.

Erster Abschnitt.

Von der Dichtkunst überhaupt.

Bey allen Völkern ist die Sprache der Verse mit der Prosa einerley: allein die Art des Ausdruckes der einen, ist von der andern sehr unterschieden.

Es giebt endlich Leute genug, die Sylben zählen und Reime ordnen können; aber es giebt deren wenige, die den poetischen Ausdruck besitzen, oder in Versen zu reden wissen.

In allen Sprachen sind die großen Dichter diejenigen, denen der Zwang des Verses, kühnere und glücklichere Ausdrücke finden hilft, als diejenigen sind, die zur Prosa hinreichen.

Die

Die Geschichte ist in ihren Umständen, oftmals nur eine Folge von Irrthümern in Begebenheiten: und die Dichtkunst sollte im Grunde nichts anders seyn, als eine Folge moralischer Wahrheiten.

Die Geschichte an sich selbst, ist nichts als eine Folge fehlgeschlagener Projecte, oder unbestrafter Verbrechen. Und eben hiedurch kann ein recht gutes Gedicht, in Ansehung der Sittenlehre, der Geschichte überlegen seyn. In dieser Absicht hat Horaz den Dichtern gesaget:

Rem tibi Socraticæ poterunt ostendere Chartæ:
Verbaque prævisam rem non invita sequentur.

Durchblättert nur mit Fleiß die Bücher hin und wieder,
Darinn des Sokrates berühmte Weisheit steht:
So findet ihr den Stoff der ein Gedicht erhöht.
Gottsched.

In den Heldengedichten giebt es gewisse theure Personen, welche niemals, auch nur durch den Argwohn irgend einer Person des Stückes, beschmützet werden müssen. Man muß

muß ihnen nicht nur ihre Tugend, sondern auch noch deren Firniß erhalten.

Wenn man in einem Gedichte, oder in einer Lobschrift, die natürlichen Gaben gar zu sehr herausstreicht, so hilft das nichts: aber das ist sehr löblich, daß man zu denen Eigenschaften, die man sich erwerben kann, einen Nacheifer veranlasse. Ein geschickter Dichter wird gar bald von der äußerlichen Gestalt, auf die Eigenschaften der Seele kommen.

Die Abschilderung der mittlern oder unausgemachten Charactere bey einem Dichter, erfodert mehrere Geschicklichkeit, als die Abschilderung der bestimmten, sie seyn gut oder böse.

Die Einigkeit in der Absicht, und die Ausfüllung der Materie, sind zwo Eigenschaften, auf welche die Lateiner sich mehr geleget haben, als die Griechen: ich verstehe dieses so gar von den kleinesten poetischen Stü-

Stücken. Die Neuern haben sich diesen Fortgang zu Nutze gemachet.

Die Lehrsprüche des Vergnügens, welche bey der Tafel, und denen dabey gebräuchlichen Liedern, eine Lust machen können, lassen sich in einem ernsthaften Gedichte nicht ausstehen. Der Verderbniß des menschlichen Herzens ungeachtet, liebet der obere Theil seiner Seele dennoch die Tugend.

Zweyter Abschnitt.

Von Heldengedichten, und Romanen.

Die Weltweisen, welche darauf gesonnen haben, den großen Werken der Dichtkunst einen moralischen Grund und Endzweck beyzulegen, haben eine viel erhabenere Absicht gehabt, als die Dichter, und selbst die Erfinder dieser Art von Werken. Aristoteles hat es in seiner Dichtkunst gesaget, und Dacier bestätiget es. Den Weltweisen

kömmt

kömmt es zu, den Dichtern Gesetze vorzuschreiben.

Eines der Merkmaale eines mittelmäßigen Kopfes (schreibt der Herr de la Brüyere) ist dieses, wenn man immer erzählet. Zu Zeiten Homers, welcher seine Helden allemal erzählen läßt, anstatt daß sie Schlüsse machen sollen, war dieses die allgemeine Weise der Geister; welche aber auch klein waren.

Die Ilias ist ein Gedicht voller Fehler, wider die Religion, sogar die natürliche; wider die einfältigsten Gesetze der menschlichen Gesellschaft, welche unter Menschen, ich sage sogar unter Feinden eingeführet worden, die nun einmal mit einander leben müssen. Dieser Satz ist allezeit wahr gewesen; allein er hat niemals auch unter der vernünftigen Welt, die Oberhand gewinnen können, so lange er sich allein, und von allen Gründen abgesondert, dargestellet hat: nur seit der Zeit ist er siegend geworden, da er sich mit einem Lehrgebäu verbunden hat. Die Ilias

ist

ist nur darum so mangelhaft, als wir sie itzt haben; weil sie nicht anders seyn konnte, als sie ist. In der That, wenn man den Ursprung und Fortgang der Dinge, nur ein wenig überleget, so findet man: daß der Mensch von Natur boshaft und unvernünftig sey; wie man solches an Kindern sieht, die durch gar keine Furcht zurück gehalten werden. Selbst die Gesetze der Erziehung, sind erst nach und nach, und in der Folge verschiedener Jahrhunderte, aufgesetzet worden. Die Erde ist lange Zeit mit Völkern besetzet gewesen, die den Celten geglichen haben: von denen uns ein gelehrter Mann die Geschichte geliefert hat; und deren Feste und Gastmahle, auch die sie zur Ergetzung hielten, sich allezeit mit irgend einer Zänkerey oder Mordthat endigten. Die Zeit, in welcher die Ilias verfertiget worden, war also ein Ueberbleibsel der Kindheit des menschlichen Verstandes. Es gab vieleicht zu der Zeit da sie geschrieben worden, kein einziges weltliches Werk in Prosa geschrieben; und man wußte von nichts, als von Versen, die man

auswendig konnte, und die öffentlich von Leuten hergesaget wurden, die keine andere Handthierung hatten.

Die Ilias scheint in keiner andern Absicht verfertiget zu seyn, als um die Menschen einen Wilden kennen zu lehren: der in seinem Zorne unversöhnlich ist, so viel Mühe man sich auch giebt, ihn zu befriedigen; der nichts wünschet, als alle Menschen auf dem Erdboden umkommen zu sehen, sie mögen schuldig oder unschuldig seyn, um ein besonderes Unrecht zu rächen, welches ein einziger Mensch ihm allein gethan hat. Diesem gelingen alle seine Anschläge; er bringt es höher als alle andere; er wird der vornehmste von allen Helden: und Jupiter selbst ist ihm günstig. Die Odyssee scheint verfertiget zu seyn, um uns zu lehren: daß die Klugheit darinnen bestehe, wenn man brav grob, unverschämt und unabläßig lügen kann. Die Vernunft hingegen lehret uns: daß der wahre Heldenmuth darinn bestehe, wenn man alle seine Leidenschaften, allen seinen Vortheil

und

und das Leben selbst, in dem Dienste des Vaterlandes, und aller Menschen insgemein aufopfert. Die Vernunft lehret uns, daß nichts der Klugheit und selbst der Politik, mehr zuwider sey, als wenn man sich an die Lügen gewöhnet; und daß ein jeder Mensch, den man auf einer Lügen von irgend einer Erheblichkeit betrifft, sich zu allen Geschäfften untüchtig mache, und auf Lebenslang allen Glauben verliere. Diese beyden Ermahnungen werden jungen Leuten, die ihrer Geburt wegen zu wichtigen Geschäfften bestimmet sind, viel nützlicher seyn als alle Lobsprüche, die Herr Rollin ihnen vom Homer vorsaget.

Ich zweifle gar nicht, daß Homer durch den unbändigen Charakter, welchen er dem Helden seiner Ilias beyleget, die Milderung der Sitten bey allen Völkern der Griechen, ungemein zurück gehalten habe.

Homers Bewunderer haben gesaget, in der Odyssee befände sich eine untergehende Sonne, die allezeit einerley Größe habe; aber

nicht mehr dieselbe Kraft besitze. Es ist auch in der That wahr, daß man in der Odyssee nicht so vielen Unglauben, nicht so viel Unvernunft, und minder Wildheit bemerket, als in der Ilias. Der Dichter hat sich schon ein wenig entkräftet; aber dagegen ist er etwas menschlicher und vernünftiger geworden.

Das ganze Alterthum, wenn man es bis auf unsere Zeiten untersuchet, biethet uns nicht zween Schriftsteller dar; die von einander mehr unterschieden wären, als der gepriesene Homer, und der geprüfte Homer sind. Der eine ist ein Muster aller Schönheiten, und der andere eine Vorrathskammer aller Fehler in Aufsätzen. Officina Reprehensionum, saget ein alter Spruch: welchen la Mothe le Vayer in der Vorrede zu den Unterredungen unter dem Namen Horatius Tubero, im zweyten Theile, anführet.

Homer hätte leben mögen, in welchem Jahrhunderte er gewollt hätte, so würde er alle-

allemal das übertriebene dem vernünftigen vorgezogen haben. Aber das muß man nicht glauben, daß er z. E. zu den Zeiten des Augustus, in sein Gedicht alle Unordnungen der Charactere und Reden, die darinnen sind, würde hinein gesetzt, oder darinn gelassen haben.

In einem überaus erleuchteten Jahrhunderte geht die Wahrheit mit geschwinden Schritten: und Homer ist heute zu Tage in dem allgemeinen Urtheile der Menschen, derjenige nicht mehr, was er nur vor funfzig Jahren noch war.

Der bloße Namen Homer, kann denen, die ihn gar nicht durch sich selbst kennen, oder die ihn nur aus Vorurtheilen bewundern, Geister erhitzen, die poetisch geboren sind. Und in diesem Falle kann ihnen Homer so nützlich seyn, als ein Musäus, Orpheus und alle andere Dichter, von denen wir nur noch den Namen haben.

Wollte ich den Verstand eines jungen Menschen, bey welchem ich eine treffliche Gabe zur Dichtkunst fände, erstaunend erhitzen: so würde ich mit großer Mühe alle Lobsprüche sammeln, die man von dem Homer gemachet hat. Hier würde er eine vollständige Sammlung aller Regeln der Poesie, und aller Schönheiten finden, deren sie fähig ist. Aber ich würde mit großem Fleiße hinzusetzen: Nimm dich ja wohl in Acht, diesen Dichter selbst zu lesen, bevor du dein Werk fertig gemachet hast; damit nicht seine Beyspiele diesen Vorschriften schaden mögen.

Man achtet heute zu Tage diejenigen eben so hoch, die den Homer für ein Beyspiel ansehen, dem man folgen müsse; als man die Ergotisten verehrete, welche vor hundert Jahren in den Schulen der Weltweisen herrscheten.

Die vornehmsten Regeln der Dichtkunst im Pater le Bossü, sind der Ausübung im Homer schnurstracks zuwider. Allein, wenn nur die Vorschriften gut sind, was liegt denn daran,

daran, daß Homer gerade das Gegentheil von demjenigen gethan hat; was man uns auf guten Glauben seines Namens, und nach seinem Beyspiele zu thun anräth?

Ein gewisser Schriftsteller, den ich nicht zu nennen brauche, und welcher vorgiebt, daß die Charactere im Homer besser beybehalten sind, als im Virgil, scheint den Homer niemals, weder griechisch, noch lateinisch, noch französisch gelesen zu haben: indem Agamemnon, der für verständig ausgegeben wird, und es zuweilen auch ist, eine unzählige Menge Fehler begeht; davon der erste der Schimpf ist, welchen er den Achilles anthut, da er ihm die Briseis wegnimmt; und die tapfersten Helden, nämlich ein Diomedes, Ajax, Hector und alle übrigen, in vielen Gelegenheiten, als feige Memmen Reißaus nehmen. Allein dieser Schriftsteller saget gar nicht einmal, was er sagen will; denn seine Meynung ist diese: Homers Charactere wären stärker als Virgils seine; und das gienge noch hin.

In der That ist Aeneas eine etwas weibische Person; und in der ganzen Aeneis ist er eben so.

Virgil hat sich in den Zeiten des verderbten Geschmackes, und in den Zeiten der Philosophie erhalten. Homer erhält sich in diesen letztern schon nicht: man müßte ihn denn als ein merkwürdiges Denkmaal der Kindheit des menschlichen Verstandes betrachten.

Das vierte Buch der Aeneis setzet mich an mehr als einem Orte außer mir selbst. Didons Liebe gegen den Aeneas, ist von einer gewissen Art von Schönheit, die so weit geht: daß sie den Leser in eine wirkliche Bekümmerniß, und in eine Bangigkeit des Herzens setzet; die er, wie mich dünket, weder bey dem Lesen, noch bey der Vorstellung irgend eines Trauerspieles empfunden hat, es sey alt oder neu, und welches es wolle. Des Aeneas Strenge in Beschleunigung seines Abzuges, scheint mir etwas so grausames zu seyn: daß ich, ohne den Dichter im mindesten zu verwerfen, dennoch zu meiner eigenen Befriedigung

gung wünschete, daß er ihn durch irgend einiges Verschonen gemildert hätte. Der Dichter leget durch seine Verse der Dido, folgende Eindrücke in meine Seele:

Non jam Conjugium antiquum, quod prodidit, oro.
Nec pulchro ut Latio careat, regnumque relinquat.
Tempus inane peto, requiem spatiumque furori,
Dum mea me victam doceat fortuna dolere.

Er dörfte, wie vorher, mein Ehemann nicht seyn;
Ich gönnt ihm Wälschland gern; Ich wünschte nur allein
Den kurzen Raum der Zeit, den Schmerz zu überwinden,
Und mich in mein Geschick und Ungemach zu finden.
Schwarz.

Eine so gemäßigte Bitte hätte, meines Erachtens, verdienet, auch von einem nur gemeinen Menschen erhöret zu werden: so aber konnte sie nicht einmal von einem Helden erhöret werden.

Die ganze Sittenlehre der Aeneis, hält das Mittel, zwischen der Moral in der Ilias, und der im Telemach.

Wir finden im Virgil, und in den übrigen Schriftstellern todter oder fremder Sprachen, die materielle Harmonie, oder denjenigen Wohlklang nicht, welcher von der bloßen Anordnung der Syllben abhängt; indem wir ihre Sprachen so nicht aussprechen, wie sie gethan: allein diese Art der Harmonie ist ungemein eingeschränket. Es giebt noch eine andere, die sich viel weiter erstrecket, und welche auf die Wahl der gehörigen Ausdrücke, und der zufälligen Begriffe ankömmt: die, da sie das Hauptwerk des Werkes ungestöret läßt, bloß die Redensarten und besondern Ausdrücke betrifft. Diejenigen, die keine Philosophen sind, vermengen beständig diese zweyte Art des Wohlklanges, mit der Harmonie der Syllben oder Töne. Wenn sie daher z. E. den Wohlklang im Virgil bewundern: so kann man sie unwidersprechlich widerlegen, wenn man ihnen saget, daß, wenn sie in Virgils Gegenwart, den man zugegen voraussetzet, diese durch ihren Ton so vortrefflichen Verse hersagen sollten, dieser Dichter den Ohrenzwang bekommen, und nicht zu trösten

seyn

seyn würde. Diejenigen aber, welche die verwirrte Empfindung der Harmonie, hauptsächlich auf die zierliche Wahl gehöriger Ausdrücke, und der vortheilhaften Anordnung zufälliger Begriffe beruhen lassen; die haben sehr guten Grund zu behaupten: daß im Virgil mehrere Harmonie sey, als im Lucan, Claudian und andern; ungeachtet alle diese Dichter in einer Sprache geschrieben haben, deren wahre Aussprache verloren gegangen ist.

Die guten Sitten sind in allen neuern Gedichten, nach Homers seinen, bis auf den Verfasser des Telemachs, nur der Auszierung wegen angebracht worden. Dieses letzte Gedicht aber wendet sie als einen Grundsatz und Beyspiel an; und verdienet daher gar sehr, auf ewig ein Muster einer neuen Gattung solcher Gedichte zu seyn.

Die Verfasser von Heldengedichten, oder ernsthaften Romanen, werden ihren Erdichtungen niemals die gehörige Würde ertheilen: so lange sie nicht das Beste der Staaten, mit dem

dem Besten des menschlichen Herzens zu verbinden wissen.

Was meynet wohl Milton, was ich für einen Antheil in einem Gedichte, an bloßen Geistern nehmen soll, die ganz meiner Art nicht sind, und die ich nicht anders, als durch Nachsinnen nachahmen kann?

Es giebt wenig Romanen, die nicht irgend eine Unmöglichkeit voraussetzen. Wenn die Prinzessinn von Cleve ihre Schwachheit gegen den Herzog von Nemours, dem Prinzen von Cleve, ihrem Gemahle, bekennet: so verläugnet sie den Charakter des Frauenzimmers, die ihre Geheimnisse so gut bewahren, als wenig sie andere zu verschweigen wissen; wie der Herr de la Brüyere sehr fein anmerket. Und warum thut sie dieses? um einen Dolch in das Herz ihres Gemahls zu stoßen, der sie liebet, und sich selbst zu einer andern Zeit der entsetzlichsten Reue auszusetzen. Es geschieht das schrecklichste von allem; sie ist schuld an dem Tode ihres Ge-

Gemahls; und hat nur gar zu viel Recht, sich daran für schuldig zu halten, und ihren Liebhaber nicht zu heirathen. Gleichwohl giebt es eine große Menge von Leuten, die in der Sittenlehre so schlecht zu Hause sind: daß sie ihr die erste Handlung vergeben, welche ihr die Eingebungen der Religion, gewiß bey Vermeidung eines Verbrechens würden widerrathen haben; und daß sie es für einen Scrupel ansehen, daß sie den Herzog von Nemours nicht hat heirathen wollen; welches sie doch ohne ein Verbrechen nicht thun konnte, nachdem sie ihrem Gemahl ein so unseliges Bekenntniß gethan hatte. Diese Betrachtung bestätiget das, was wir bereits gesaget haben, daß man auf die Religion derer Personen, die man in einem Romane, einem Gedichte, oder auf der Schaubühne aufführet, ja wohl Acht haben müsse.

Weit gefehlet, daß man diejenigen lobe, die sich genau an die Forme der Alten in allen Gattungen halten, und dieses, guten Mustern folgen, nennen; so sollte man die

Schrift.

Schriftsteller aufmuntern, neue Gattungen zu versuchen, die gleichwohl in der Natur und Wahrscheinlichkeit gegründet sind. Herr von Fontenelle hat einen solchen Versuch gethan, indem er Schäfer einführet, die den Wohlstand, und gar die Höflichkeit in ihrer Gewalt haben, und überdieß in einer Idylle fast bey einerley Materie bleiben; anstatt den abgebrochenen Sätzen der Alten zu folgen. Der Roman vom Tharsis und der Zelie, biethet noch eine andere Voraussetzung dar, die ich gern angewandt wissen möchte. Dieses sind Prinzen und große Leute von allerley Art, welche durch Unglücksfälle ihrer Familie, oder ihres Vaterlandes, sich in das Thal Tempe geflüchtet haben, allwo sie als Schäfer leben; einige für dasjenige bekannt sind, was sie sind; und andere nur als gemeine Männer und Frauen, die unter dieser Verkleidung bessere Zeiten erwarten. Welch eine Quelle lesenswerther Unterredungen gäbe dieses nicht zwischen Helden und Heldinnen ab, welche den Umgang und selbst die Freundschaft derer Schäfer und Schäferinnen suchen, deren Gesell-

sellschaft sie verbirgt, und in Sicherheit setzt! Wie weit würde diese Voraussetzung des Theokritus und Virgils ihre übertreffen, bey welcher die Rede nie von was anderm ist, als von einer redlichen Zuneigung, die auf die gegenseitige Glückseligkeit zweener Liebhaber abzielen kann, die beyde einander sehr hochschätzen; indem die Idyllen dieser zween Dichter mit der ehrlosen Voraussetzung einer unnatürlichen Liebe beflecket sind.

Man kann nicht ohne Widerwillen Erdichtungen ansehen; die den Zeiten, und insonderheit der Religion desjenigen Helden zuwider sind, den der Dichter hat erheben wollen. Gleichwohl findet sich dieser Fehler an vielen Stellen der Henriade des Herrn Voltaire, in welchem die fabelhaften Gottheiten zur Zeit Heinrichs des IV, den unsere Großväter noch gekannt haben, eingeführet sind. Die Empfindung dieser Unwahrscheinlichkeit ist Ursache, daß Tasso die Magie der Mythologie vorgezogen hat.

Drit-

Dritter Abschnitt.

Von tragischen, komischen und satyrischen Gedichten.

Das Trauerspiel, und selbst das Lustspiel, sind bloß durch die Sittenlehre aus ihrem Chaos gezogen worden. Die erzwungenen Erdichtungen, die Spitzfindigkeiten, ich sage mehr, die künstlichsten Malereyen der heimlichen Winkel des menschlichen Herzens, können nicht länger gefallen; als sie auf Grundsätze oder Vorschriften der Aufführung abzielen: die der Leser oder Zuschauer ganz allein merken muß, ohne daß man sich die Mühe gebe, sie ihm merklich zu machen. Es wäre vergebens, wenn man zu Ende eines Stückes versuchen wollte, durch einen kurzen moralischen Denkspruch, ein an sich selbst eiteles und nichtiges Werk nützlich zu machen; und wenn man begehrete, daß der Zuschauer oder Leser, sich einem Endzwecke nähern sollte, welcher den Urheber selbst nicht geleitet hat.

Gute

Gute Dichter haben zeitig eingesehen, daß man den tragischen Personen Sitten beylegen müsse; und dieses ist der Anfang zu den sogenannten Character-Stücken gewesen. Das aber sehe ich so deutlich nicht ein, ob sie auch sich selbst einen moralischen Endzweck vorgesetzet haben, wodurch ihre Arbeiten zu Lehren wider den Hochmuth, die Rachsucht, und den Stolz werden könnten. Gleichwohl schlage ich nicht vor, daß man die Titel des Trauerspiels ändere, die insgemein den Namen irgend eines Helden oder einer Heldinn führen. Ich sage nur, daß ein Trauerspiel niemals dem Begriffe der ersten Gattung gemäß seyn wird, die Aristoteles vorschlägt; dafern man nicht dem Namen des Helden vom Stücke, auch den Namen irgend eines Lasters, oder Verbrechens beyfügen kann, welches in seiner Person bestrafet wird; die übrigens mit vortrefflichen Eigenschaften begabet seyn muß. Dieser moralische Endzweck erstrecket sich auch auf die Stücke der andern Gattung, in welcher die Guten durch den Fall der Bösen erlöset werden.

Ein Trauerspiel, welches den Zuschauer nicht mit der Liebe zu irgend einer Tugend; mit dem Hasse gegen irgend ein Laster, und mit der Furcht vor irgend einer Leidenschaft erfüllet, nach Hause schicket; das wird allezeit ein Stück, ich sage nicht, von der zweyten Art, sondern von der zweyten Ordnung seyn.

Alle tragischen Dichter sollten vor Augen haben, daß der Ausgang ihres Stückes den Zuschauern beständig zuriefe:

Discite Iustitiam moniti, et non temnere Divos!
Lernt, Sterbliche, das Recht, und Gott, nicht zu verachten.

Die Wahl der Drangsalen in einem Trauerspiele, in welchem man bey keiner derer Personen, aus welchen sie besteht, abscheuliche Handlungen zulassen muß; und wo der Held der ersten Gattung, der übrigens mit den größten Eigenschaften gezieret ist, nur durch seine eigene Schuld umkommen muß; überhebt der grausamen Nothwendigkeit der Geschichte, in welcher das Unrecht und die Grau-

Grausamkeiten, die der Wahrheit der Begebenheit gemäß vorgestellet werden, gewisse Leute veranlassen, zu sagen: daß die Geschichte in dieser Absicht verhaßt sey; und daß sie gewisse Stellen in derselben nicht wieder lesen möchten, so viel Grauen machten sie ihnen! Hierbey nun bemerke ich, daß ein großer Unterschied unter Abscheu und Schrecken ist: der erste entsteht aus einer ruchlosen Ungerechtigkeit; und das andere aus einer strengen Gerechtigkeit.

Alles, was ein sehr geschickter Mann, der Verfasser des griechischen Theaters *), nur auszugsweise liefern zu dörfen, oder gar unterdrücken zu müssen, geglaubet hat; die mühsamen Rechtfertigungen, dessen, was er ausgelassen, und dessen, was er hingesetzet hat, diese alle sind ein Zeugniß des Wachsthums des menschlichen Verstandes, ein Gewinn der Zeit, ein Sieg der Weltweisheit. Eben dieser Grundsatz hat die Ausgabe eines Pindars aufgeschoben, welcher von Männern übersetzet

*) Der Pater Brumois.

worden, die so geschickt im Griechischen, als im Französischen sind. Die Einförmigkeit des Schwunges seiner Oden, und der Begeisterung seiner Schreibart, machet, daß man vor einer französischen Ausgabe zittert. Der Pater Brümois hat in Ansehung der Griechen eben das thun müssen, was der Geschichtschreiber des alten französischen Theaters, für unsere Dichter des funfzehnten Jahrhunderts gethan hat. Allein er hätte auch, wie dieser, ungeachtet in verschiedenen Stufen, und in verschiedenen Graden der Unvollkommenheiten, sagen können: der Geschmack war noch nicht gebildet!

Als die Musik, selbst bey den Griechen, zur Zeit eines Amphions und Orpheus, zu der Höhe gestiegen war, wie sie heute zu Tage auf unsern von der Residenz entferntesten Dörfern ist: so hielt sie damals den Lauf der Flüsse auf, riß Eichen an sich, und bewegete die Felsen. Heute zu Tage, da sie zu einem sehr hohen Grade der Vollkommenheit gelanget ist, liebet man sie sehr; man dringt sogar

in

in ihre Schönheiten ein: aber sie läßt alles auf seiner Stelle stehen. Eben so ist es mit Homers Versen gegangen. Dieser Dichter war in einer Zeit gebohren, die noch der Kindheit des menschlichen Verstandes, in Gegenhaltung der folgenden Zeiten, ähnlich sah. Man gerieth über seinen Versen außer sich selbst: heute zu Tage begnüget man sich, die Arbeiten guter Dichter anzusehen, und sie hoch zu schätzen.

Nichts ist der Sittenlehre nachtheiliger, als solche theatralische Stücke, wie das Gastmaal des Dom Pedro: in welchem ein ruchloser Mensch nur darum gestrafet wird, weil er das Laster und Verbrechen auf einen so hohen Grad getrieben hat; als kein Mensch wird thun wollen, und wohin auch nur sehr wenige Bösewichter gerathen. Ueber diese Verderbniß eines Stückes geht nichts, als dasjenige, in welchem der Hochmuth, die Unmenschlichkeit und Rachsucht gar mit Ehren gekrönet würden. Alle diese verderblichen Vorstellungen, sind durch den Grundsatz der Dichtkunst

des Aristoteles verworfen worden, nach welchem der Held in dem Trauerspiele der ersten Gattung, ein Mensch voller vortrefflichen Eigenschaften seyn muß, der zu seinem Falle, nur durch ein einziges Laster geräth, das er zu sehr überhand nehmen läßt; oder durch eine einzige ungeordnete Leidenschaft, welche zu überwinden er nicht Herzhaftigkeit genug besessen.

Wenn man vor allen Dingen voraussetzet, daß die theatralischen Stücke, nicht nur von allem gereiniget sind, was die Sitten und die öffentliche Ehrbarkeit verletzen kann: sondern daß sie auch alle entweder auf die Verbesserung des Lächerlichen zielen sollen, welches dem Lustspiele zukömmt; oder auf die Drohung derer von selbst mit dem Laster und Verbrechen verknüpften Strafen, welches dem Trauerspiele eigen ist: wenn dieß alles vorausgesetzet ist, so sage ich: daß, wenn die Prediger sehr gute Ursachen haben, ihre Zuhörer von fleißiger Besuchung des Schauplatzes abzumahnen; die Fürsten und Obrigkeiten hingegen

gegen nicht minder wichtige Gründe haben, die Schaubühne zu unterstützen. Die erstern wollen ihre Zuhörer zur christlichen Vollkommenheit bewegen; und die andern wollen den öffentlichen Unordnungen vorbeugen.

Horazens und des Boileau Dichtkunst, sind beyde sehr wohl geschrieben; allein sie lehren uns nichts, was wir nicht schon aus der gesunden Vernunft wußten. Die einzige poetische Regel, welche lehrreich und merkwürdig ist, ist der Unterschied unter den zwo Gattungen des Trauerspiels: und dieser wird nur aus dem wohl gedollmetschten Aristoteles gezogen.

Bevor man noch darauf kam, die Weltweisheit eben sowohl auf die schönen Wissenschaften, als auf physikalische Sachen anzuwenden, hat sich Boileau, ein offenbarer Freund der cartesianischen Philosophie, schon im voraus, als einen großen Feind der Anwendung bewiesen, die wir auf alle Gegenstände des Verstandes und Witzes, damit versuchen. Diese Grobheit vorhergefaßter Meynungen,

und einer pöbelhaften Morale, hatte ihm schon vor langer Zeit Tadler zugezogen: dergleichen man z. E. in einem Briefe über die Franzosen und Engländer, und in verschiedenen andern Werken sieht. Allein ohne mich hierbey aufzuhalten, will ich nur anitzt bey folgendem Einfalle der Satyre auf den Menschen stehen bleiben; in welcher Boileau, wenn er von der Hinrichtung eines Uebelthäters spricht, sich dieses Ausdruckes bedienet:

Mener tuer un homme avec Ceremonie.
Den Menschen mit Gepräng auf Blutgerüste führen.

womit er die Feyerlichkeiten bey einer Hinrichtung lächerlich machen will. Nun kann man die Grobheit in Ansehung der öffentlichen Zucht wohl nicht höher treiben: denn ein jeder weis, daß man nur aus einer von folgenden Absichten strafen müsse; entweder, den Schuldigen durch eine seinem Fehler gemäße Strafe zu bessern; oder, damit das Beyspiel der Todesstrafe, die er öffentlich aussteht, die Bösen von einer ähnlichen Handlung abhalte. Folglich ist bey seiner Bestrafung nichts nützlich,

lich, als selbst die Ceremonie, die damit verknüpfet ist; und die gleichwohl den Gegenstand von Boileaus Tadel ausmachet. Witzige Leute wenden den Spaß an, die feinen Sätze der Sittenlehre einzuführen: aber Boileau gebrauchet seine Galle, die vornehmsten Gesetze derselben umzustoßen. Noch ein Beweis von der Grobheit seiner Moral ist seine Satyre auf das Frauenzimmer: welcher der Herr Perraut, der dem Boileau, was die poetische Gabe betrifft, weit nachstund, die Satyre über die Männer entgegensetzete. Man weis gar wohl, daß in übel bestellten Familien, die Untergebenen am meisten zu beklagen sind. Ein Sohn, der einen bösen Vater hat, ist tausendmal unglücklicher, als ein Vater, der einen bösen Sohn hat. So ist auch, wie Perraut gar wohl gezeiget hat, eine Frau, die einen bösen Mann hat, ein Gegenstand, der tausendmal mehr Mitleiden verdienet, als ein Mann, der eine böse Frau hat. Was wird wohl Boileau für einen Gegenstand nehmen? Wenn ich es nicht aus der That wüßte: so würde ich errathen haben, daß

er das Frauenzimmer wählen würde: eben so, wie ich gewiß versichert bin, daß wenn er ein Zeitgenoß des Carteſius geweſen wäre, (anſtatt daß er ſeine Philoſophie ſchon ganz eingeführet fand) er demſelben, aus Luſt zum Widerſprechen, geſaget haben würde; eben wie er bey dem Homer gethan: es wäre gar nicht mehr die Frage, ob Ariſtoteles ein vortrefflicher Weltweiſer geweſen? indem ſchon zwanzig Jahrhunderte dieſer Meynung geweſen.

Moliere hat auch noch dem Boileau zu einer andern übeln Kritik Anlaß gegeben, wenn er ſaget:

Dans ce Sac ridicule, où Scapin s'enveloppe,
Je ne reconnois plus l'Auteur du Miſanthrope.

Am lächerlichen Sack, wo ſich Scapin verkriecht,
Kenn ich den Dichtergeiſt des Menſchenfeindes nicht.

Erſtlich wickelt ſich Scapin in keinen Sack; er läßt ſeinen Herrn ſich hineinwickeln: unter dem Vorwande, ihn auf dieſe Weiſe den Nachſtellungen einiger Feinde zu entrücken, die er erdichtet. Ich übernehme hier gar nicht die Ver-

Vertheidigung der seltsamen Einbildungskraft, die Moliere in diesem Stücke angewendet hat; und lasse demselben seinen Werth oder Unwerth. Allein ich nehme hierbey nur Gelegenheit zu sagen: daß, wenn Moliere keine andern Stücke gemachet hätte, als in dem Geschmacke des Menschenfeindes, er nur die Hälfte derjenigen komischen Stärke, (vis comica), besitzen würde, die ihn über alle Dichter dieser Gattung erhebt, die in allen Jahrhunderten bey allen gesitteten Völkern gelebet haben. Er ist sittsamer als Aristophanes, abwechselnder als Plautus, lebhafter als Terenz; er hat alle Stände des menschlichen Lebens, mit gleich gutem Erfolge auf die Bühne gebracht. Er allein ist ein allgemeiner Komikus; er hat gehörig und nützlich das Lächerliche aller Stände geschildert, und viel dazu beygetragen, daß Frankreich die Schule und das Muster gesitteter Völker geworden ist.

Nichts ist seltsamer als Boileaus Versehen und Unwissenheit, der, da er seine eiteln

und

und boshaften Beschäfftigungen, über die richtigen, erhabensten und nützlichsten Wissenschaften erhebt, dergleichen z. E. die Sternkunde ist, gesaget hat:

Que l'Astrolabe en main un autre aille chercher,
Si le Soleil est fixe, ou tourne sur son axe,
Si Saturne à nos yeux peut faire un Parallaxe.

Ein anderer suche, mit dem Astrolabio in der Hand,
Ob die Sonne stille stehe, oder sich um ihre Achse drehe.
Ob Saturn in unsern Augen einen Parallax habe?

Erstlich dienet das Astrolabium, ein astronomisches Werkzeug, womit man die Höhen der Sterne mißt, zu der ersten von diesen zwo Fragen gar nicht: ob die Sonne stille stehe, oder sich um ihre Achse drehe? Und in Ansehung eben dieser Frage, weis man aus des Copernicus Lehrgebäue, daß die Sonne stille stehe, und alle ihre Planeten sich um sie herum drehen. Aber noch mehr: man hat aus der ordentlichen Bewegung ihrer Flecken wahrgenommen, daß sie in sieben und zwanzig Tagen, sich um sich selbst, oder um ihre Achse drehe. Hier ist der Ort nicht, zu untersuchen, ob diese Umdrehung der Sonne um sich selbst,

die

die Ursache der Bewegung der Planeten um dieselbe, nach dem Maaße ihrer mancherley Größen, Gewichte und Abstände, sey oder nicht? Diese Frage ist hinlänglich genug, von verschiedenen geschickten neuern Meßkünstlern abgehandelt worden; welche selbst die ersten Urheber dieser berühmten Entdeckungen, und insonderheit den großen Newton nennen. Hier begnüge ich mich nur, daraus zu schließen; daß, indem Boileau geglaubet, zwey verschiedene Lehrgebäude vorzuschlagen, er nur ein einziges vorschlägt; indem eben dieselbe Sonne, welche stille steht, weil sie sich nicht von ihrer Stelle beweget, dennoch innerhalb sieben und zwanzig Tagen, sich um sich selbst, oder ihre Achse dreht. Was den letztern Vers betrifft, in welchem das Wort Parallaxis, so in allen Sprachen weiblich ist, durch einen unverantwortlichen Barbarismus männlich gemachet worden, so muß man wissen: daß die Parallaxis des Mondes, z. E. der sehr nahe an der Erde ist, derjenige Winkel sey, welchen in dem Mittelpuncte des Mondes, zween Gesichtsstralen machen, deren einer aus dem

dem Auge eines im Mittelpuncte der Erden, die als durchsichtig vorausgesetzet wird, stehenden Menschen; und der andere aus dem Auge eines Menschen fahren würde, der auf der Oberfläche stünde, wie wir: so, daß der Stral, oder der halbe Durchmesser der Erden, von ihrem Mittelpuncte bis zur Oberfläche, diesem Winkel zur Grundlinie oder zum Sinus dienete. Bey dieser Voraussetzung ist es klar, daß der im Mittelpuncte der Erde stehende Zuschauer, den Mond auf einen höhern Punct setzen würde, als der Zuschauer thun würde, welcher auf der Oberfläche der Erden stünde. Diesen Unterschied nun nennet man Parallaxis, welche allezeit den Stern niedriger zeiget, als er wirklich steht. Wenn aber der beobachtete Stern auf einer so ungeheuern Weite von uns steht, daß der halbe Durchmesser der Erden, gegen diesen Abstand für nichts zu rechnen ist: so verschwindet der parallaktische Winkel; die zwo Linien, die ihn ausmachen sollen, laufen in eine zusammen: und alsdann hat das beobachtete Gestirn gar keine Parallaxis. Dieses geschieht dem Saturn,

turn, dem entferntesten von unsern Wandelsternen, sowohl von der Sonne, als von der Erde. Folglich hätte ein Dichter, der besser gewußt hätte, was er redete, als Boileau, diese Worte etwan so gedrehet:

Qu'un Telescope en main un autre aille chercher,
Si le soleil fixé tourne encor sur son axe?
Si Saturne est pour nous sujet à Parallaxe?

Ein anderer untersuche mit dem Sehrohre in der Hand,
Ob die stillstehende Sonne sich um ihre Achse drehe?
Ob Saturn, in Ansehung unserer, eine Parallaxin habe?

Oder besser zu sagen, er würde gar nicht gesuchet haben, wie dieser gethan, die Sternkunde, eines der Hauptgründe der Schifffahrt zu vernichten: welche den Handel, und sogar den christlichen Glauben zu den wilden Völkern und Abgöttern überzubringen dienet, welche durch große Meere von uns abgesondert sind.

Drittes Capitel.

Von der Physik überhaupt; von der Geometrie; von der Bewegung der Materie; von der Astronomie.

Erster Abschnitt.

Von der Physik überhaupt.

Es giebt einige Naturforscher, die dem Cartesius eben so anhängen, wie die alte Schule dem Aristoteles anhieng. Diese Leute leben in der neuen Philosophie, ohne deren Sinn zu besitzen; und sie handeln der Absicht des Cartesius selbst zuwider, welcher nicht Cartesianer, sondern Weltweise ziehen wollen.

Eine physikalische Erklärung, wie des Rohault seine, ist durch sich selbst nicht untrüglich. Allein in Betrachtung derer sehr aufrichtigen Untersuchungen, welche Rohault von den Gesetzen der Natur angestellet hat, wird

wird sie dereinst das Muster einer glücklichern Erklärung seyn, dafern man dergleichen ausfindet.

In physikalischen Materien kann man dem Schauspiele der Meynungen zusehen; so wie man dem Schauspiele der Natur selbst zusieht: und man muß alles versuchen, um das Gute zu erwählen.

Zweyter Abschnitt.
Von der Geometrie.

Ein Vortheil von Erlernung der Geometrie, ist dieser, daß der Verstand anfängt zu glauben: man wisse nur dasjenige hinlänglich, was man ganz vollkommen weis.

Der Gebrauch wozu die Cartesianer die Geometrie anwenden, scheint nur ein elementarischer Gebrauch, in Ansehung dessen zu seyn, wozu die Newtonianer sie anwenden.

Es giebt Leute, die sich allen Wahrheiten, oder vielmehr einer jeden Lehrart widersetzen,

sobald sie sich hervorthut; die mit Verachtung von denjenigen reden, die sie vortragen; und die, wenn sie sehen, daß dieselbe auf festem Fuße steht, sich derselben so bedienen, als ob sie sie allezeit zugegeben hätten. Diese Leute sind doch noch listiger, als diejenigen, welche da sie auf ihrem Widerstreben beruhen, inne werden: daß diejenigen die eine solche Lehrart zugeben und sich derselben bedienen, sie selbst in der Vergessenheit und in einer leidenden und thätigen Unwissenheit lassen. Dieses ist bereits zweymal in Ansehung der Meßkunst allein geschehen; nämlich bey Einführung der Differential- und Integralrechnung; und in der newtonischen Lehrmeynung von der anziehenden Kraft.

Wenn die Schwierigkeit mit der Neuigkeit verbunden ist, wie in Newtons Geometrie, und in des Rameau Musik: so ist der Widerstand der alten Meßkünstler und der alten Musikanten viel größer; und beyde bekommen eine größere Menge Anhänger.

Wenn

Wenn der Punkt einer geometrischen Frage recht eingesehen wird: so ist die letzte Methode diese aufzulösen, diejenige, deren Rechnung die hurtigste ist. Dieses betrifft die lebendigen Kräfte, und den Stoß, oder die Anziehung der Meßkünstler.

Dritter Abschnitt.

Von der Bewegung der Materie, von der anziehenden Kraft.

Gott hat der Materie, indem er sie erschuff, eine räumliche Bewegung ertheilet, die der Ursprung, die Zernichtung, die Erneuerung, und Fortsetzung aller körperlichen Erscheinungen ist.

Alle Körper, sonder Ausnahme, sind entweder in einer wirklichen, oder verhinderten Bewegung. Dieser letzte Fall machet das Gewicht eines ruhenden Körpers aus.

Wäre keine andere Bewegung in der Natur, als durch die zufällige Wirkung eines

fortstoßenden Körpers: so müßte dieser Körper selbst durch einen andern fortgestoßen werden: folglich würde ich gar bald in Gedanken, auf die ersten Körper kommen, die durch eine anerschaffene Bewegung forttreiben. Der kürzeste Weg für mich, ist, daß ich ihnen allen diese Eigenschaft beylege: und daraus entsteht dann der oben angeführte Grundsatz: daß in der ganzen Natur, ein jeder Körper in einer wirklichen, oder verhinderten Bewegung steht.

Ist die Bewegung der Materie anerschaffen, so würde die Bewegung einiger Theile, die sich zusammen drücken, oder an einander hängen würden, irgend einige feste Körper hervorbringen: doch so, wie man in der Natur gewahr wird, daß diejenigen Theile, welche flüssig oder in Bewegung bleiben, die festen Körper, oder die, deren Theile unter einander in Ruhe sind, an Zahl unendlich übertreffen; zu Folge dessen so gar, die festen Körper der Masse nach, von denen flüssigen in welchen sie schwimmen, übertroffen zu werden scheinen.

Nach

Nach eben dieser Voraussetzung der anerschaffenen Materie der Bewegung, ist es die Ruhe, welche der gezwungene Stand jedes Körpers ist, er sey groß oder klein: welches sich an Körpern von einer merklichen Größe, aus ihrer Schwere, oder ihrer Bestrebung abnehmen läßt. Newton aber rechnet, seiner Voraussetzung zu Folge; und dieses thun die Cartesianer nicht.

Es giebt in der Natur (so wie wir sie gewahr werden) eine ursprüngliche Bewegung, die uns zween Hauptgegenstände darbeuth, nämlich, die räumliche Bewegung, und die Bewegung der Gährung. Unter der räumlichen Bewegung, ist der Lauf der Sterne begriffen: der heute zu Tage zu einem Streite zwischen den Cartesianern und Newtonianern Anlaß giebt; welcher sich vermuthlich damit endigen wird, daß beyde Theile bekennen werden: wir sähen die wahren Gründe der Natur nicht ein; es wäre uns genug ein Mittel zur Erklärung, und einen Grund zu einer Rechnung zu finden. Indessen sind die

Schwierigkeiten dieser ersten Bewegung noch nichts, in Vergleichung der Schwierigkeiten der zweyten, oder der Bewegung der Gährung. Diese ist es, welche die beständige Erzeugung der Thiere sowohl, als ihr besonderes Leben unterhält; dessen Länge, ob sie gleich sehr eingeschränket ist, mir dennoch ein unbegreifliches Wunderwerk zu seyn scheint.

Ich glaube, daß ich in der gährenden Bewegung, mehr anziehende Bewegung, als Bewegung durch den Stoß gewahr werde; und mehr Bewegung durch den Stoß, als Bewegung durch den Anzug, in der räumlichen Bewegung. In der Bewegung der kleinen Theile eines in Ruhe stehenden Flüssigen aber, werde ich nur eine willkührliche Bewegung gewahr, die mit keiner von beyden etwas gemein hat.

Vieleicht könnte man sagen, daß in der Natur alle willkührliche oder ursprüngliche Bewegungen, z. E. der Fall schwerer Körper, den Gesetzen der anziehenden Kraft folgen;

gen; und daß die Bewegung durch den Stoß bloß die Bewegungen des Anstoßes, oder der Begegnung lenke. Bey dem Unglücke eines Falles, fühle ich, daß ich durch mein Gewicht zur Erden gezogen werde; da hingegen ich durch einen Sturmwind, gegen eine Mauer würde getrieben werden. Ich habe noch einen wahrscheinlichen Beweis zum Vortheile der anziehenden Bewegung, den ich mich bemühen will vorzutragen. Eine Billiardkugel vermindert ihre Geschwindigkeit, nach dem Maaße, wie sie sich von dem Billiardstocke entfernet; dieß ist eine zufällige Ursache ihrer horizontalen Bewegung. Die fallenden Körper hingegen, nehmen in ihrer Geschwindigkeit nach dem Maaße zu, wie sie sich der Erde nahen; dieß ist eine natürliche Folge ihrer senkrechten Bewegung durch den Anzug *).

*) Alles dieses wird nur für diejenigen gesaget, die sich nicht die Mühe geben wollen, die geometrischen Rechnungen zu erforschen. Denn die Gelehrten haben andere Hülfmittel: dergleichen sind die Werke von den verschiedenen Gestal,

Alle Körper, ohne Ausnahme, bewegen sich entweder durch eine wirkliche Bewegung, oder durch ein Bestreben.

Cartesius setzet die ursprüngliche und willkührliche Bewegung in die kleinen Körper, die die Wirbel ausmachen; und Newton suchet sie in den großen Körpern der Planeten. Ich für mein Theil, würde mich mit der Voraussetzung begnügen: daß jeder Stern, oder jede sich um sich selbst umdrehende Sonne, alle ihre Planeten nach dem Maaße ihrer Abstände von ihr, um sich herum drehe.

Ich erkläre mich offenbar wider die Bewegung durch den Anzug, in dem Sinne wie ihre Liebhaber in derselben das Geheimniß des einzigen, oder auch nur der vornehmsten Grund-

gestalten der Sterne, des Hrn. Maupertuis, von der Theorie der Figur der Erden, vom Hrn. Clairaut; der Tractat von den flüssigen Körpern, vom Hrn. Dalembert; und die Methode der Fluxionen und der unendlichen Reihen, vom Hrn. Newton, welche Herr Büffon übersetzet und mit einer merkwürdigen Vorrede begleitet hat.

Grundursache finden wollen, deren sich der Schöpfer bey Anordnung des Weltbaues bedienet hat. Die Newtonianer aber haben sie durch ihre Rechnungen, in Ansehung des Laufes der Planeten richtiger gemachet, als die Wirbel: welche die Cartesianer allezeit unbestimmet gelassen, und die sie von den geometrischen Widersprüchen auch noch nicht befreyet haben.

In dem Aufsatze eines großen Meßkünstlers, des Herrn Clairaut, über die Brechung der Lichtstralen, zeiget der Verfasser, nachdem er die Sache erkläret und selbst die von dem Strale, der durch den Weg der Impulsion in das Glas dringt oder heraus fährt, beschriebene krumme Linie ausgefunden hat: daß die Newtonische anziehende Kraft eben das thun, oder eben dieselbe krumme Linie in Gläsern geben würde. Alles dieses also ist ein bloßes Mittel zur Erklärung; doch in soweit, daß in andern Fällen der Newtonianismus darinnen besteht, daß man eine Erklärung die im Cartesianismus

unbestimmet war, aller Schärfe der höhesten Geometrie unterwirft. Alles dieses hat Newton selbst zu Ende seines Tractats von den Farben gesaget. Diejenigen also, die sich der Attraction und dem Newtonianismus widersetzen, ohne zu wissen wovon die Rede ist, werden sich mit der Zeit keinen andern Grad von Hochachtung erwerben; als derjenige ist, welchen man anitzt denen zugesteht, die sich ehedem der Weltweisheit des Cartesius widersetzten, als sie anfieng sich hervorzuthun; und als man überhaupt allen denen bezeiget, welche glauben, daß die Wissenschaften und Künste nicht höher getrieben werden können, als sie damals getrieben waren, da sie anfiengen dieselben zu erlernen.

Newton gesteht selbst, daß er die erste Ursache der anziehenden Kraft nicht kenne. Die Cartesianer sollten ebenfalls bekennen, daß ihnen die erste Ursache der Wirbel unbekannt ist. Aber beyden wollte ich, die anerschaffene Bewegung vorschlagen. Das Posi-

Positivum ist natürlich, und das Negativum, oder die Ruhe, ist erzwungen.

Ist die Bewegung auch den kleinsten Theilen der Materie angebohren; so müssen diese Theile eine Bestrebung haben: und in diesem Falle weis ich nichts glücklichers, als Newtons Lehrmeynung, von der gegenseitigen Anziehung aller Körper, nach dem Maaße der gegenwärtigen Dicke eines jeden; so daß ihre Bestrebung nach der ganzen Erdkugel selbst, auf welcher sie ruhen, diejenige die sie unter einander haben, unmerklich machet.

Es giebt in der Natur eine fortdauernde Bewegung, welche von derjenigen unterschieden ist, die man in Ansehung der Maschinen suchet. Diese würde nur verschaffet seyn; jene aber ist anerschaffen. Diese anerschaffene Bewegung unterhält den Lauf derer wirklich erschaffenen Sterne; und unterhält die Gährung, die Ursache und Quelle des thierischen Lebens, und der Hervorbringung aller lebendigen Wesen, die anitzt vorhanden sind, oder

bis

bis an das Ende der Tage vorhanden seyn werden.

Der Schlaf ist vom Urheber der Natur eingesetzet, die Werkzeuge des Denkens auszuruhen. Hierauf erwiedert man: daß man gleichwohl im Schlafe auch träume. Ich antworte: man verliert aber gleich die Regierung der Gedanken, welches die wahre Ermüdung der Werkzeuge ist; von welcher der Schlaf uns eine Weile, wenigstens bey gesunden Tagen, ausruhen läßt. Nicht die Ausdehnnng ermüdet die Materie, sondern die Bewegung: nicht das Denken ermüdet die Seele, sondern die Regierung der Gedanken ermüdet die Werkzeuge. In den mehresten Erklärungen der Wirkungen der Natur, ist die Aussage einer Endursache nur eine Redensart, die die Ursache an die Stelle der Wirkung setzet. Hier z. E. anstatt daß man saget: der Schlaf sey eingesetzet worden, die Werkzeuge des Denkens auszuruhen; würde es doch viel wahrer seyn, wenn man sagete: die Werkzeuge des Gehirnes, welche

welche in der ganzen Zeit da man gedacht hat, geschäfftig gewesen, würden schlaff, und brächten durch ihre eigene Müdigkeit den Schlaf zu wege.

Wenn man die Einrichtungen der Bewegungen der Himmelskörper entweder durch die anziehende, oder fortstoßende Kraft erkläret; so kömmt dieses in Ansehung der sichtbaren Erscheinungen, auf eben den Schluß heraus; als wenn man von der Bewegung der Sonnen oder der Erde Folgen ziehen wollte, um die Ordnung der Tage oder die Kenntniß des Wetters auf das künftige Jahr zu bestimmen: und in der That findet es sich, daß die Meynung von der Bewegung der Sonnen um die Erde, alle Bequemlichkeit der Calender ausmachet.

Vierter Abschnitt.

Von der Sternkunde; von den Lehrgebäuden der Welt; von der Sterndeutkunst.

So wie der menschliche Verstand einmal beschaffen ist, scheint es mir, er könne sich nicht enthalten, sich einen unendlichen Raum vorzustellen, in welchem entweder etwas, oder nichts enthalten ist; und eine unendliche Zeit, in welcher entweder etwas, oder nichts, vorgegangen ist. In diesem Falle nun ist es nicht das Unendliche, was er nicht begreift, sondern das Endliche, wie in den Zahlen.

Bey der metaphysischen Voraussetzung: daß nichts darinnen sey, würde man dennoch merken, daß wenigstens der Raum und eine nothwendige Zeit, nicht nur für etwas eingeschränktes, sondern auch sogar für etwas Unendliches, der Ausdehnung und der Dauer nach, darinnen seyn müsse. Aber in dem Falle dieses Raumes allein, würde das

Nichts

Nichts selbst unendlich, und die unendliche Ausdehnung eine Nulle seyn. Dieß ist eine metaphysische Ungereimtheit, welcher der Schöpfer des Weltbaues zuvor gekommen ist.

Der reine Aether, oder auch ein unendlich leerer Raum, würde nothwendig unsern Augen mit Beyhülfe einiges Lichtes, den Anblick eines vollkommenen Gewölbes vorstellen; oder uns, ohne alles Licht, in die dickeste Finsterniß versetzen.

Die Gränzen unsers Gesichts, machen aus dem Himmel ein einförmiges Gewölb, auf welchem alle Sterne und Planeten zu stehen scheinen, ungeachtet sie in der That in ungeheuren Weiten der Höhe oder Tiefe stehen. Wobey man sogar bemerken kann, daß nach der Art wie unsere Augen gebauet sind, der sich verlierende Gesichtsstral, das Blaue machet.

Die himmlischen oder leuchtenden Körper wie die Sterne, oder festen Körper, wie die Planeten, sind nur ein unendlicher Theil von dem

dem unermeßlichen flüßigen Theile der den Weltbau erfüllet.

Die Sterne und Planeten könnten wohl nur dichtere oder lockere Klümpe, und aus dem allgemeinen Flüssigen gemachet seyn, welches man als die erste Materie des Weltbaues ansehen kann.

Wenn man mir sagete, es gäbe in der Natur eine unzählige Menge Wesen, von denen ich keinen Begriff habe: so ließe ich diesen Satz hingehen, indem ich nichts dawider einzuwenden wüßte. Wenn man mir aber sagete, daß eine Sache, die mich körperlich berühret, z. E. das Feuer, weder Geist noch Körper sey: so sehe ich bey diesem Satze weder Wahrscheinlichkeit noch Nutzbarkeit. Außerdem würde ich glauben, ich wäre außer Stande, etwas gewahr zu werden, das außer mir ist, es sey Geist oder Körper. Wie kann ich denn das Feuer gewahr werden? Und warum werde ich anderntheils nicht eine unendliche Menge derer Wesen gewahr, die man mir vorschlägt!

Es

Es scheint aus der vortrefflichen Zusammenfügung des Weltbaues, und aus der nothwendigen Erhaltung eines Ganzen, es sey welches es wolle, zu folgen; daß ein jeder Körper insbesondere aufhören müsse.

Die Größe und Schönheit, die aus dem Weltbaue, und aus des Copernicus Lehrgebäu, wenn man es mit des Ptolomäus seinem zusammen hält, erhellen, machen: daß die Bewegung der Erden, oder der Sonne, heute zu Tage nicht sowohl eine physikalische oder astronomische, als vielmehr eine philosophische Frage ist.

Wenn man, wie ich thue, alles annimmt, was uns die heil. Schrift von der Schöpfung der Welt, und unserer Erdkugel insbesondere lehret; und es alsdann noch erlaubet ist, in Ansehung der physikalischen Anordnung des übrigen Weltgebäudes, ein copernikanisches, cartesianisches, oder newtonisches Lehrgebäu anzunehmen; so würde ich in Absicht auf dieses letztere sagen, daß

ich die Wiederkunft dieses oder jenes Cometen, in diesem oder jenem Jahre, der Kühnheit des Lehrsatzes seines Urhebers, und der Tiefsinnigkeit seiner Rechnungen nicht zu entreißen begehre, der Voraussetzung zu Folge: daß die Cometen, Planeten unserer Sonne sind, die aber ungemein excentrisch laufen; deren Wiederkunft, die sie uns annähert und sie sichtbar machet, erst nach sehr langer Zeit geschieht. Allein, wenn diese Wiederkunft zur bestimmten Zeit nicht eintrifft, alsdann wollte ich eine andere Voraussetzung vorschlagen, die mir der Natur aller Körper ohne Ausnahme, viel gemäßer zu seyn scheint; so lange sie nicht aus dem gegenwärtigen Laufe, durch einen besondern Willen des Schöpfers gezogen werden. Dieser ist, daß kein einziger dieser Körper, groß oder klein, belebet oder unbelebet, allezeit bestehen könne; sondern daß, da die Materie, woraus sie bestehen, nicht zu gleicher Zeit mit vergeht, dieselbe nach den Gesetzen der localen Bewegung, andere Körper zu bilden dienet, die den erstern ungefähr gleichen. Da also die allgemeine Materie, die

alle-

allezeit mit der Bewegung verbunden ist, bis hieher Sonnen und Planeten gebildet hätte; so wird sie allezeit bis an das Ende der Tage deren mehrere machen: es werden aber nicht dieselben Sonnen, noch dieselben Planeten seyn, da keine von beyden beständig bestehen können. Die alte Sternkunde hat von Sternen geredet, die wir nicht mehr sehen, das heißt, von erloschenen Sonnen: und die Neuern, haben durch Beyhülfe der Sehröhre, noch andere Veränderungen am Himmel wahrgenommen. Diesem Begrife zu Folge, wollte ich die Cometen, verirrte Planeten nennen, das heißt, Welten, die, indem sie sich vernichten, oder entstehen, ihr Gleichgewicht verloren haben, oder es erst suchen. Vernichten sie sich, so werden sie dieses Gleichgewicht bald nicht mehr nöthig haben; und entstehen sie erst, so werden sie zuletzt irgend eine Sonne finden, die entweder alt ist, oder neu, wie sie, zu der sie sich schicken werden; um mit derselben ein System auszumachen, welches gleich allen andern eine Weile dauren wird. Kurz es würde allezeit Sonnen und Planeten geben; aber es würden nicht dieselben Sonnen und dieselben Planeten

seyn. Uebrigens weis man, daß wir in dem gewöhnlichen Stande der Dinge, keine andern Planeten sehen, als die zu unserer Sonne gehören.

Einer der größten Vortheile der Weltweisheit ist dieser, daß sie die falschen Wissenschaften, dergleichen die Astrologie und Wahrsagerey sind, vertilget hat; und dennoch der Sonnen die Wirkung ihrer Hitze auf eine gewisse Dicke der Oberfläche der Erden, gelassen hat, um die Ausdünstungen daraus zu ziehen, woraus nachmals die Winde und der Regen entstehen. Alles dieses ist in soweit gut, wofern man nur diesen Winden und diesen Regen, keine Bestimmung auf Zeit und Dauer giebt; indem wir die innerlichen Verfassungen, selbst der ersten Erdlagen, gar nicht erforschen können. Dieses aber hindert nicht, daß wir nicht dem Monde die ordentliche Wirkung der Ebbe und Fluth des Meeres, durch die Richtigkeit seines Laufes über die Wasser des Oceans lassen.

Ende des ersten Theils.

Die

Die

Anwendung

der

Weltweisheit

auf alle

Gegenstände des Witzes und des Verstandes.

Zweyter Theil.

Die Philosophie der Sitten.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn864193890/phys_0223
DFG

Die

Philosophie der Sitten,

die Morale, Politik, Metaphysik und Theologie in sich enthaltend.

Erstes Capitel.

Von der Morale überhaupt, und von den besondern Gegenständen, die damit eine Verwandtschaft haben.

Erster Abschnitt.

Von der Morale überhaupt.



Den meisten Leuten ist die Morale so bekannt, wie die Handwerker ihre Sprache wissen. Sie wissen ungefähr so viel davon, als sie zu ihrer Nothdurft brauchen; aber, außer daß sie sehr oft Schnitzer

darinn machen, sind sie übrigens sehr weit entfernet, die Grundsätze und feinen Schwünge derselben einzusehen; und sonderlich zu begreifen, wie hoch man dieselbe erheben könne.

Dasjenige Licht, welches hauptsächlich nöthig ist, die Geister zu leiten, besteht darinnen: daß man die Pflichten wohl einsehe, die man sich selbst auferlegen muß, und sie von denen unterscheide, die man andern auferlegen kann.

Es giebt eine bürgerliche, und eine christliche Morale. Derjenige, der von der ersten schreibt, muß sichs nicht merken lassen, daß er mit Leuten umgegangen ist, die übel leben. Derjenige aber, der von der andern schreibt, welche unendlich viel vollkommener ist, als die erste, der muß sich sogar nicht einmal merken lassen, daß er mit der großen Welt gar zu bekannt ist.

Die bürgerliche Morale hat, sowohl als die evangelische, Lehren, die für die ganze Welt,

und

und Rathschläge, die nur für die Vollkommenen sind.

Ein jeder muß sein äußeres Ansehen nach der Welt einrichten; sein innerliches aber nach der Religion und Klugheit.

Es ist einem Vater eben nicht schimpflich, daß er nicht so geschickt sey, als sein Sohn; aber das ist ihm sehr schimpflich, wenn er nicht so tugendhaft ist.

Die allgemeine Absicht der Natur, insoweit sie physikalisch ist, scheint nur dahin zu gehen; daß die Arten erhalten werden, ohne sich um die einzelnen Wesen zu bekümmern. So suchet auch die moralische Politik das Beste des größten Haufens der Menschen; ohne sich um einige Privatpersonen zu beunruhigen, ja zuweilen gar auf ihre Kosten, wenn es nicht anders seyn kann.

Einige Schriftsteller, die bloß Witzlinge sind, scheinen das menschliche Verdienst bloß

darinnen zu suchen, daß man in der Welt ein Aufsehen mache, und in Gesellschaften aller Augen auf sich ziehe. Man wird in ihren Werken nichts gewahr, welches dahin gienge, die Menschen unter einer weisen Regierung, durch ihre eigenen Sitten glücklich zu machen. Diese Schriftsteller kennen weder die Morale noch Politik, und sind, bey allem ihrem Witze, nur Leute aus der zweyten Classe; gesetzt, daß sie sich auch in Acht nähmen, schädlich zu seyn.

In einem gesitteten Jahrhunderte bedecken sich alle Schriftsteller mit der Morale, als mit einem Mantel, ohne welchen sie verhaßt aussehen würden. Aber dieses heißt noch lange nicht, die Morale zu seinem vornehmsten Zwecke erwählen.

Es giebt etwas, das aller öffentlichen Morale zuwider ist; und dieß ist die Vorherbestimmung zum Bösen: wie uns Sophokles dieselbe im Oedipus vorgestellet hat, welcher seinen Vater umbringt, und seine Mutter heirathet; und dieß gerade durch eben die Mit-

Mittel, wodurch er beydem entgehen wollte. Die einzige Art, wie diese Materie vorgestellet werden könnte, um einigen Nutzen in der Morale zu haben, wäre diese: wenn der Dichter sie so gedrehet hätte, daß die Menschen vor der Gefahr erzitterten, darein sie sich durch Tollkühnheit und Uebereilung in ernsthaften Sachen stürzen; bey welchen sie doch sehr starke Gründe hatten, dem äußern Ansehen nicht zu trauen. Allein, im Heydenthume konnte man über die Lehre, von der Vorherbestimmung zum Bösen, nicht wegkommen; welche für dasselbe eine Entschuldigung, oder sogar eine Quelle aller Laster war. Die Phädra des Racine hat nur gar zu viel von diesem Lehrgebäud an sich.

Die Trennung der Freunde, durch die Umstände dieses Lebens, ist der erste Vorboth ihrer Trennung durch den Tod.

Bey dem Tode eines Menschen begräbt man seine Leiche; mit dem Ende der Trauer um ihn, begräbt man sein Andenken. Das allge-

allgemeine Gesetz ist, nicht nur, daß die Menschen sterben müssen: sondern auch noch, daß sie vergessen werden müssen.

Zweyter Abschnitt.

Von den Leidenschaften und Lastern.

Diejenigen, welche die Welt verachten, ohne sie gekannt zu haben, die reden nicht gut von ihr; aber sie denken richtig von ihr.

Die Leidenschaften sind der Wind, der unser Schiff forttreibt: und die Vernunft ist der Steuermann, der dasselbe lenket. Sonder Wind würde das Schiff nicht gehen; und ohne Steuermann würde es scheitern.

Die Ehrsucht, welche alles voraussieht, zieht das Gegenwärtige dem Zukünftigen vor: die Wollust, welche blind ist, opfert das Zukünftige dem Gegenwärtigen auf: der Neid aber, der Geiz, und andere niederträchtige Leidenschaften, vergiften sowohl das Gegenwärtige, als das Zukünftige.

Der

Der wesentliche Unterschied, welcher sich unter dem Hochmuthe und dem Nacheifer befindet, ist dieser: daß der Hochmuth alle die Verdienste zu besitzen vermeynet, die der Nacheifer sich zu erwerben trachtet.

Die Eigenliebe ist, wenn man sie von der guten Seite ansieht, dem Menschen gegeben worden, um ihn vor demjenigen zu warnen, was seiner Ehre schaden kann: eben wie die sinnlichen Empfindungen ihm gegeben sind, um ihn vor demjenigen zu warnen, was seinem Körper schaden kann.

Die wahre Eigenliebe bessert uns von allen Fehlern, und kömmt allen Gebrechen der falschen Eigenliebe zuvor.

Ein Mensch, der in Gesellschaften der allerliebenswürdigste ist, hat gerade nur so viel Unvollkommenheiten, als ihm nöthig sind, um ihn vor dem Neide zu bewahren.

Horaz

Horaz hat gesaget, derjenige, welcher begierig wäre, einen Menschen lächerlich zu machen, der dörfte oftmals ihn nur reich machen. Ich für mein Theil gehe noch weiter; und wenn ich den elenden Zustand dererjenigen betrachte, die mit großem Vermögen gebohren sind, so möchte ich sagen: willst du diesen Menschen zu Boden fällen, der sich bey Ehren würde erhalten haben, wenn er nur ein mittelmäßiges Vermögen gehabt hätte; so darfst du ihn nur reich machen.

Eine Tugend, sie sey welche sie wolle, ist demjenigen Laster, welches ihr am ähnlichsten sieht, mehr entgegen; als derjenigen Tugend, die ihr am meisten zuwider zu seyn scheint. So ist die Freygebigkeit der Verschwendung mehr entgegen gesetzet, als der Sparsamkeit, oder klugen Eintheilung.

Bey der Verschwendung kann man sechs Monathe freygebig seyn; und nach diesem kann man es nicht mehr seyn. Mit einer klugen Sparsamkeit kann man sein ganzes Leben hindurch freygebig seyn. Da

Da die mehresten Lügen nur ersonnen werden, um böse Handlungen zu verdecken, die man unternommen hat, oder um sich auf irgend einer Seite breit zu machen: so wird derjenige, der sich im gemeinen Leben gut aufführet, und sich übrigens von der Eitelkeit nicht dahin reißen läßt, selten zur Lügen verführet werden.

Wenn ein Lügner allezeit löge; so würde er in Ansehung anderer Leute, niemals lügen. Das Unglück aber ist, daß, da er bald wahr bald falsch redet, man von dem Gegentheile dessen was er saget, nicht recht sicher seyn kann.

Ein ehrlicher Mann, ein wohlgesitteter Mann, ein Mensch, der sich die Einsichten aller Zeiten, und sonderlich derjenigen Stuffe zu Nutze gemachet hat, zu welcher diese Einsichten in unserer Zeit gekommen sind; der wird ohne Anstand nicht nur alle Ungerechtigkeit, sondern auch noch alles verdammen, was nur eine bloße Rachgier ist: und diese seine

Mey-

Meynung, wird er von einzelnen Personen, auch auf ganze Völker ausbreiten.

Wie vielen Dank sind der Vorsehung gewisse Leute nicht schuldig, denen sie gar die Mittel nicht gelassen hat, sich jemals zu rächen; oder andern lasterhaften Begierden eine Genüge zu thun, deren Sättigung sie verunehret, oder ins Verderben gestürzet haben würde.

Derjenige, welcher niemals im Sinne hat, jemanden zu beleidigen, beleidiget sehr selten. Wie aber wird derjenige zurechte kommen, der mit einer lebhaften und beständigen Begierde zum Lästern, zum Schänden, und alles zum Gespötte zu machen, gebohren ist? Welch eine Menge von Feinden sammlet derselbe nicht um sich herum?

Die große Verzagtheit thut bey einigen Leuten den Wirkungen der großen Bosheit Einhalt.

Ein

Ein Mensch, der mit Vorurtheilen erfüllet ist, suchet im Lesen dasjenige, was ihn in seinen Begriffen bestärken kann. Ein verständiger Mensch suchet darinnen, was seine Begriffe bessern, und vollkommener machen kann.

Es ist ein sehr großer Unterschied, unter derjenigen Unwissenheit, die daraus entsteht, daß man viel sieht, und die lauter Zweifel gebiehrt; und unter derjenigen, die entsteht, wenn man gar nichts gesehen hat.

Der Unwissende kennet das nicht, was da ist; und der Dummkopf sieht das, was nicht vorhanden ist.

Die besondern Narrheiten bezeichnen nur einen jeden Narren: denn die allgemeinen Narrheiten machen den großen Lauf des menschlichen Lebens aus.

Das Beywort, ein Narr, wenn man es im ärgsten Verstande nimmt, zeiget nicht nur

einen Fehler an, sondern führet auch noch den Begriff eines Lasters bey sich: das heißt, man muß es im Ernste niemanden beylegen, als demjenigen, der sich bey seinem wenigen Witze noch viel einbildet.

Die Glückseligkeit, welche mittelmäßige Menschen stolzer und härter machet, machet große Leute menschlicher.

Man muß sich von seinen Fehlern bessern, ohne deswegen zu hoffen, daß man sie alle ablegen werde; und muß nach der Vollkommenheit streben, ohne sie sich anzumaßen.

Dritter Abschnitt.
Von den Tugenden.

Die ersten tugendhaften Handlungen, die sich den Menschen gezeiget haben, sind für dieselben und ihre Nachkommen, eine Verbindlichkeit und etwas leichtes geworden.

Man muß die Tugend in gewissem Verstande leicht, und in gewissem Verstande schwer

schwer machen. Leicht, in demjenigen Verstande, darinnen ihre Schwierigkeit die Menschen abwendig machen möchte, sie zu ergreifen; und schwer in demjenigen Verstande, darinnen die Menschen mit gar zu wenigem zufrieden seyn, und sich doch für tugendhaft halten möchten.

Die Redlichkeit und Leutseligkeit, sind eine glückliche Grundlage derjenigen Höflichkeit; die man übrigens aus dem Umgange mit der großen Welt erlernen kann.

Ein Mensch, der sich durch die Redlichkeit und Aufrichtigkeit vertheidiget, ist insgemein stärker als seine Gegner: indem er bey ihnen selten Waffen findet, die den seinigen gleichen; und man sich sehr übel gegen ein Gewehr beschützet, dessen Gebrauch man nicht kennet.

Nichts ist schätzbarer, als ein Mensch, welcher solche Tugenden in sich verbindet, die einander entgegen gesetzt zu seyn scheinen; z. E.

einen großen Geist, nebst einer großen Einfalt; eine große Tapferkeit, nebst einer großen Mäßigung.

Das Lächerliche in der Einfalt ist ein Verdienst, in Gegenhaltung des Lächerlichen im gekünstelten Wesen.

Ein Mensch, welcher viele Weisheit mit vielem Witze verbindet, kömmt zwar später; aber auch viel weiter, als derjenige, der vielen Witz mit vielem Feuer besitzt.

Ein kluger Mensch saget in dem, was die Aufführung des Lebens betrifft, von andern Leuten nichts übels; und machet, daß auch andere von ihm nichts übels reden.

Es giebt Gelegenheiten im menschlichen Leben, in welchen unsere Pflicht, ob sie gleich wesentlich ist, so unmerklich ist: daß ihre Erfüllung mit Hintansetzung einiger offenbaren Vortheile, den tugendhaften Menschen dem Tadel aussetzet. Alsdann ist eine solche That gedop-

gedoppelt heldenmüthig, theils wegen dessen, was man ihr aufopfert, theils wegen des Tadels, dem man sich aussetzet.

Der Einwurf, welchen man gegen unsre Pflichten, aus einem sonderbaren persönlichen Vortheile hernimmt, ist ein ungeschickter Einwurf. Wenn man diesen großen Vortheil in einen Häller verwandelt: so bleibt in beyden Fällen die Verbindlichkeit gleich groß. Diese Maxime, die keine Einschränkung zuläßt, wenn es nur auf uns selbst ankömmt, leidet eine Einschränkung, wenn es auf die Ruhe der Staaten, oder des gemeinen Wesens ankömmt.

Ich mache mir wenig aus der Vorsichtigkeit, wenn sie nicht mit einer gewissen Kühnheit verbunden ist. Ich mache mir aber auch nichts aus der Kühnheit, wenn sie nicht mit Vorsichtigkeit vergesellschaftet ist.

Es giebt verschiedene Fälle, in welchen der Wohlstand, und das was sich schicket, erfo-

dern, daß ein tugendhafter, ein redlicher Mann, Anstalten mache, nicht bekannt zu werden; aber es giebt keinen einzigen Fall, wo er wirklich nöthig hätte, sich zu verstecken.

Die vornehmste Sorgfalt eines großen Mannes muß diese seyn, daß er sich in dem gewöhnlichsten und allgemeinsten Theile seines Lebens, in der gemeinsten Ordnung erhalte.

Es ist ein großer Unterschied unter der Begierde zu gefallen, und unter der Aufmerksamkeit nicht zu misfallen. Die erste hat gemeiniglich nur unsern eigenen Vortheil, den Ehrgeiz, und zuweilen niederträchtige und strafbare Absichten zum Grunde. Die zweyte zielet auf das Vergnügen anderer Leute, und auf die Furcht, ihnen Verdruß zu machen. Diese ist die Seele des angenehmen und gesitteten Umganges.

Man behilft sich noch wohl ohne Ruhm, aber man behilft sich nicht ohne Ehre.

Die

Die Pflicht muß den Heldenmuth eben so lenken, als die Vernunft die Begeisterung: beyde sind nur eine Ausschweifung, wenn es ihnen an der gehörigen Stütze mangelt.

Ein vollkommener Held ist derjenige, welcher mit aller Fähigkeit und mit allem Muthe eines großen Feldherrn, eine aufrichtige Liebe und Begierde zur öffentlichen Ruhe und Glückseligkeit verbindet.

Wenn die Liebe zum Vaterlande ein unmittelbarer Sprößling, eine besondere Anwendung der Liebe gegen das menschliche Geschlecht insgemein ist, so ist sie vortrefflich: wenn sie diese aber ausschließt, wie bey kriegerischen Völkern, so ist sie abscheulich.

Zweytes Capitel.

Von der Staatskunst und denen verschiedenen Theilen, woraus sie besteht.

Erster Abschnitt.

Von den verschiedenen Arten des Regimentes.

Die allgemeine Milderung der Geister und Sitten, welche eine Frucht der Zeiten ist, hat alle Regierungsformen gut gemachet: sie mögen Monarchien, Aristokratien oder Demokratien seyn; doch behält die Monarchie einigen Vortheil, weil sie kürzer ist. Vor derselben Zeit waren alle Regierungsformen, eine so schlecht als die andere.

Wir haben heute zu Tage eine ziemlich große Anzahl Republiken in Europa. Stürzen sie sich aber wohl allerseits in die abscheulichen Drangsalen, von welchen die griechische Geschichte uns das Andenken erhalten hat? Schließt

Schließt man andererseits auf den Achilles nach seinem Character, nach seinem Eigensinne, und nach seinem Jachzorne in der Ilias: was würde er wohl bey der Wiederkunft in sein Reich, für eine Art von König gewesen seyn? Das machet aber, daß, da der menschliche Verstand überhaupt in jenen Zeiten noch nicht gebildet war, auch keine einzige Regimentsforme gut seyn konnte.

In alten Zeiten, war ein Tyrann lebend und sterbend ein Ungeheuer; der republikanische Geist aber war ein fortdaurendes Ungeheuer. Daher glaube ich, daß selbst in den alten Zeiten, und bevor sich die menschlichen Sitten noch milderten, die monarchische Regierungsforme, eben wie heut zu Tage, die beste von allen gewesen.

Der erste Grundsatz einer jeden Regimentsforme, und einer jeden Lehre über dieselbe, muß das allgemeine Beste seyn. Wenn nun der erste Einfall einen verleitete, das republikanische Regiment vorzuziehen; so

lehret uns die Erfahrung, welche wir von dem Menschen, so wie er beschaffen ist, und allezeit beschaffen seyn wird, haben, daß das monarchische Regiment vorzuziehen sey: und die wahre Philosophie läßt sich dieses bedeuten. Wenn ich daher Schriftsteller lese, welche Feinde der Monarchie sind, so sage ich bey mir selbst: „Diese Menschen schmecken „nach dem Stolze des menschlichen Verstan„des, und folgen ihrem eigenen Hochmuthe; „aber das gemeine Beste kennen sie nicht, „und sind keine Philosophen.„

In einer Republik sind die Privatpersonen stolz; in einer Monarchie aber ist es die ganze Nation noch viel mehr.

Die demokratische Regimentsforme hatte allerdings etwas scheinbares an sich, als die mehresten Kaiser noch Tyrannen, und die Könige Henker waren; oder besser zu sagen: alle Regierungsformen taugeten gar nichts, bevor die Folge der Zeiten, insonderheit aber das Christenthum, den menschlichen Verstand gemil-

gemildert, und vollkommener gemachet hatten. Man kann nicht ohne Abscheu die Grausamkeiten lesen, welche die griechischen Städte, eine gegen die andere, in denen unaufhörlichen Kriegen ausübeten, die sie mit einander hatten; die Sclaverey, in welche die siegenden Parteyen die Bürger der überwundenen stürzeten; die Verheerungen, die sie in ihren Feldern anrichteten, welche dicht an einander lagen; die einheimischen Grausamkeiten und Empörungen; die beständigen und blutigen Zänkereyen, für oder wider einen Tyrannen, oder über die Oligarchie, oder auch sogar über die Demokratie: dieses alles ist ein lebhaftes Bild für diejenigen, die diese Geschichte *) im Gedächtnisse haben; und zu allem Glücke sind sie durch die Uebersetzungen in aller Menschen Hände gerathen. Heute zu Tage haben wir Könige, die mehr oder weniger eingeschränket sind, und Republiken von allerley Art. Höret man aber auch wohl etwas dergleichen?

Die

*) Man sehe insonderheit Plutarchs Phocion.

Die Republiken stehen in Gefahr, alle einmal unter einen Herrn zu kommen: indem die Vortheile, die Meynungen und Leidenschaften derer, aus denen sie bestehen, nothwendig einander zuwider seyn müssen.

Was ist vortheilhafter, die Freyheit? oder die öffentliche Ruhe? Die Antwort, welche man hierauf ertheilet, wird die Aristokratie oder Monarchie einführen.

Als die Menschen darauf dachten, wie sie Zeichen ersinnen wollten, um das Andenken der Dinge zu erhalten, so fiengen sie an, die Sachen selbst durch Figuren vorzustellen; die ihnen am ähnlichsten, und sonst die kürzesten waren, die man finden konnte. Wer hätte nun nicht glauben sollen, daß man dabey stehen bleiben müßte? Gleichwohl hatten sie Unrecht, und die Erfahrung zeigete ihnen nachmals, man müsse nichts vorstellen, als Töne: indem diejenigen Figuren, die zur Vorstellung der Töne und Wörter dienen, viel minder an Zahl seyn würden, als diejenigen, die

die man zu Vorstellung der Sachen nöthig hat. Also mag man auch, noch so viel Nachsinnen zum Vortheile der Demokratie, oder der Aristokratie angewandt haben: so hat doch die Erfahrung gezeiget, daß die Monarchie die vortheilhafteste Regierungsforme für die Sicherheit und öffentliche Ruhe wäre; und zwar eben darum, weil sie der kürzeste Weg wäre.

Zum Beweise, daß in allen Zeiten, die Könige geglaubet haben, sie wären nur um ihrentwillen groß, kann man diese That einer Königinn von Persien anführen, welche vierzehn Jünglinge und eben so viel junge Mägdchen opfern ließ, um den Göttern Dank zu sagen, daß sie bis zum höchsten Alter gelebet hatte.

Der Einbruch der Römer, ist der Welt nichts günstiger gewesen, als der Einbruch der Gothen und Saracenen; und mußte von rechtswegen auch kein günstiger Ende finden.

Die

Die erste Ursache von dem Verfalle des römischen Reiches, ist selbst das Unternehmen gewesen, dieses Reich über die Gränzen Italiens hinaus zu erstrecken, und ihm einen so weiten Umfang zu verschaffen, welchem keine Art von Regierungsforme gewachsen seyn konnte.

Dein Schwert greift gar zu weit; drum macht es selbst sich stumpf.

Gar zu kleine Staaten können sich nicht vertheidigen, und gar zu große Staaten können sich nicht beherrschen.

In Ansehung der Regierungsforme einer einzigen besondern Nation, treibt uns der erste Anblick zu glauben, ihr Haupt müßte derjenige seyn, welcher durch die meisten Stimmen des ganzen Volkes gewählet würde. Gleichwohl hat die Erfahrung gezeiget, daß das allgemeine Wohl davon abhienge, einen Nachfolger zu haben, der durch das Recht der Geburt ausgemachet wäre; und daß das Größte von allen Uebeln die Ungewißheit wäre, welche durch zwey oder drey

Per-

Personen entstünde, die sich zugleich darböthen; und unter welchen man wählen müßte.

Dieß sind Charactere eines dauerhaften Regiments. Sehr viel Unterwürfigkeit gegen die allgemeine Gewalt; sehr viel Bequemlichkeit in dem Leben der Privatpersonen; sehr viel Nachsinnen bey den Häuptern der Republik; sehr wenig Nachdenken bey den Einwohnern; ganz keine Begierde nach dem Gute der Nachbarn; sehr viel Muth, das seinige zu vertheidigen. Die Alten haben einige von diesen Stücken gekannt und sogar namhaft gemachet, aber von den übrigen haben sie gar nichts gewußt.

Unter den bösen Königen dorfte man kaum von Tugend oder Lastern sprechen; weil es schien, man verwiese ihnen diese dadurch und würfe ihnen den Mangel von jener vor.

Die große Gerechtigkeit eines Prinzen, welcher dadurch Gott selbst gleich ist, rühret aus eben der Quelle her, hat dieselben Folgen,

gen, und ist endlich eben das, was seine große Güte ist.

An der Aufrechthaltung der gesetzmäßigen Gewalt, sie sey geistlich oder weltlich, arbeiten; das heißt an der öffentlichen Ruhe arbeiten.

Die Vollkommenheit der Regimentsforme in Ansehung auf das Innere eines Staates, sowohl in Ansehung benachbarter Prinzen, wäre dieß; daß man alle Politik auf eine erleuchtete Moral einschränkete.

Die Großen werden von Privatpersonen nicht anders hochgeschätzet, als in so weit sie selbst das gemeine Wesen hoch schätzen.

Eines von den sichersten Mitteln seine Freyheit, oder auch sein Ansehen zu erhalten, ist dieß, daß man beydes nicht allezeit brauche.

In allen Arten der Regimentsformen, ist man für alles Bürge, wenn man sich beson-

derer

derer Wege bedienet, und für nichts, wenn man die gemeinen Wege einschlägt. Die große Kunst ist diese, daß man unvermerket das Gute beschleunige, welches von sich selbst sehr langsam kommen würde.

Ein sehr gesitteter Staat ist nur weisen Leuten günstig. Unruhige und boshafte Gemüther, predigen sehr gern von der Freyheit eines Landes; von welchem sie glauben, daß ihr böses Betragen darinnen vor allen Untersuchungen gesichert seyn würde.

Zweyter Abschnitt.

Von der Politik, den Ministern und Staatsleuten.

Die Gesinnung des großen Haufens ist ein Fluß, welchem ein Staatsmann seinen Lauf anzuzeigen weis.

Die Eigenschaft eines Staatsmannes ist, daß er den großen Haufen zu lenken weis, ohne daß er es merket; oder anders: man bringt

den großen Haufen nicht zu seinem Zwecke, als durch dessen Neigungen, oder durch den Schein seines Vortheils.

Ein vortrefflicher Mann, ein Mann der eine ewige Erkenntlichkeit verdienet, ist derjenige, welcher seinem Herrn, dem gemeinen Besten zu gute, zu gefallen trachtet: und diesem hat sein Herr nicht minder Verbindlichkeit, als das gemeine Wesen.

Ein Mensch ist nach dem Maaße ein größerer Geist, als er ein größerer Staatsmann ist; und besser einsieht was der bürgerlichen Gesellschaft zuträglich ist.

Es giebt Leute die sehr verständig, ja sogar in Ansehung der Aufführung der Privatpersonen sehr erleuchtet sind; die sich aber enthalten müssen von den Gewissensfällen eines Staates zu urtheilen. Ich sage noch mehr: es giebt deren einige, die da fehlen, sobald sie von dem Oberhaupte zu den Untern übergehen; wenn es auf die Rechte aller beyder gegen einander ankömmt.

Der

Der Staatsmann ahmet der Natur nach; welche den Lauf ihrer Verrichtungen nicht zu stören scheint: um die besondern Hindernisse zu vermeiden, welche aus allgemein vortheilhaften Gesetzen entstehen.

Der Staatsmann muß diejenigen Unternehmungen nicht verachten, deren Früchte er erst in langer Zeit erblicket, oder auch gar niemals erleben wird.

Die Weisheit eines Staatsmannes besteht darinnen, daß er auch diejenigen glücklich mache, die nicht so denken, wie er.

Es sieht einem größern Geiste ähnlicher, daß er die Vortheile einer Partey einsieht, die man in solchen Geschäfften ergreifen muß, wie sich auf beyden Seiten Hindernisse zeigen; als daß er das Wahre, und wenn es noch so haarklein ist, bey denen Geschäfften finde, deren Ausgang ausgemachet ist. In diesem Falle ist ein großer Staatsmann dem größten Meßkünstler überlegen.

Ein Staatsmann könnte seiner Regierung schaden, wenn er die Grundsätze oder Bewegungsursachen kund machte, wodurch er ihn glücklich machet.

So wie ein Mensch, der die natürlichen Triebe der Thiere kennet, vorher weis, was sie bey diesen oder jenen Umständen thun werden, ungeachtet sie es selbst nicht wissen: so wissen auch der große Staatskluge und der Weltweise, was Leute von gemeinem Schlage in gewissen Gelegenheiten thun werden; ungeachtet sie gegenwärtig in einer ganz andern Verfassung stehen.

Ein großer Staatskluger begehret so wenig die Neigungen der Menschen zu zwingen: als ein gelehrter Mechanicus die Gesetze der räumlichen Bewegung zu zwingen begehret. Beyde aber wenden, der eine jene Neigungen, der andere diese Gesetze, auf eine geschickte Weise an, zu ihrem Zwecke zu gelangen.

In

In Zeiten, die fast ruhig sind, und, wo keine gegenwärtige Unruhe in den Gemüthern herrschet, könnte der größte Staatskluge einen Staat nicht in eine gehörigere Verfassung setzen, als diejenige ist, in der er sich wirklich befindet: indem diese Verfassung eine Wirkung der räumlichen Bewegung, und allmählich durch den Schwung der Gemüther herbey gebracht ist. Der noch vollkommenere Zustand, in welchen wir in einer andern Zeit gerathen werden, schicket sich für die gegenwärtige noch nicht.

Wenn man die Philosophie auf die Politik und Regierung eines Staates anwendet: so lehret sie uns, daß man in vielen Fällen, mehr auf die Ausübung, als auf das Nachsinnen; mehr auf die Duldung, als auf die Regel; mehr auf den gemeinen Wahn, als auf die metaphysische Wahrheit halten müsse. Diese Anwendung der Philosophie erlanget man schwerer und später, als die Philosophie selbst.

Es ist einer weisen Staatsklugheit und folglich der wahren Philosophie gemäß, daß man die Vorurtheile des Pöbels, wenn sie das Beste des Staats befördern, nicht nur schone, sondern sogar unterhalte.

Die öffentliche Ruhe bey der Gleichheit der Stände, ist ein Hirngespinst aus dem goldnen Weltalter. Diese Ruhe befindet sich in der That nirgends, als bey der Unterwürfigkeit.

Der geringere Stand scheint im Mittelstande merklicher zu seyn, als an dem großen Haufen.

Das Wohl eines jeden einzelnen Menschen ist ein Theil des allgemeinen Besten. Damit aber dieses Beste Frucht bringe, muß man den größten Theil davon den Privatpersonen lassen. Das Eigenthumsrecht flößet den meisten Menschen mehrern Eifer ein, als der Begriff des gemeinen Besten: und der Staat wird allemal mehreren Vortheil von seinen Kam-

Kammergütern ziehen, wenn er sie durch die Hände der Eigenthümer bearbeiten läßt; als wenn er sie durch Sclaven bauen ließe, die selbst keinen Vortheil dabey haben.

In irgend einer Art von Streitigkeit, giebt es am Ende keine andere Ruhe; als wenn die Schwächern den Stärkern weichen.

Eine von denen Sachen, welche die Unruhigen Köpfe in einem Regimente noch verhaßter machet, als sonst; ist diese, daß sie nicht nur selbst Thorheiten thun, sondern auch andere dazu veranlassen.

Ein Tadler, ist ein Mensch, welcher sein ganzes Leben mit der Aergerniß darüber zubringt: daß die Seine nach der Seite von Rouen läuft, da sie doch nach Melun zu laufen sollte.

Ein Gesetz vorschlagen, bevor die Gemüther dazu vorbereitet sind, das heißt dasselbe in Gefahr setzen, schwerlich angenommen

zu werden. Diejenigen aber, welche wollen, daß die Privatpersonen, in Ansehung eines angenommenen Gesetzes frey bleiben sollen, schlagen vor, den Frieden durch die Uneinigkeit zu erhalten.

Ein gemeiner Richter muß die Strafe mit dem Verbrechen vergleichen. Ein Staatsmann muß die Strafe nur mit der Frucht der Strafe vergleichen.

Dritter Abschnitt.

Vom Kriege und von den Siegen.

Eine gewonnene Schlacht giebt einen Anspruch unter den Nationen eben so ab, wie ein gewonnener Gerichtshandel unter Privatpersonen; sonder Absicht auf die Beschaffenheit der Sache.

Die ungeheuresten Todesstrafen, die man ausgestanden hat, sind nicht diejenigen, welche die Gerechtigkeit wider die Verbrecher befohlen; es sind diejenigen, welche die Tyran-

rannen sehr unschuldigen Personen auferleget haben. Dergleichen Thaten machen die alte Geschichte wirklich verhaßt.

Ein Sieg, in welchem es darauf ankömmt, die Ueberwundenen zu schonen, wie es wirklich bey allen Siegen seyn sollte, die man wünschet; ein solcher Sieg sage ich, ist viel schwerer zu erhalten, als der wüthenden Eroberer ihre sind: die nichts als ihrem Hochmuthe, oder ihrer Rache haben eine Genüge thun wollen. Wollen Sie (sagte ein geschickter Feldherr zu seinem Herrn) dieses Volk ausrotten; so brauche ich nur zwanzigtausend Mann: wollen Sie es aber sich unterwürfig machen, so muß ich vierzigtausend haben.

Man kann sagen, daß in Ansehung eines Krieges wider benachbarte, oder entfernte Völker, bey dem Unternehmen, Klugheit, und bey der Ausführung, Tapferkeit erfodert werde: dahergegen bey einer wichtigen Veränderung im Innersten eines Staates, zum

Unternehmen Herzhaftigkeit, und zur Ausführung sehr viel Klugheit gehöret.

Ich erblicke in den Nachrichten des Ragotzky einen redlichen Eifer, die Freyheit und Vorrechte seines Vaterlandes zu vertheidigen. Da aber die Vorsehung das Glück der Staaten, mit Siegen oder Niederlagen verbunden hat: so würde ich sagen, daß, um des Ragotzky Unternehmen so vernünftig zu machen, als heldenmüthig es gewesen, er die Schlacht bey Varne hätte gewinnen müssen, anstatt daß er sie verlor.

Vierter Abschnitt.

Von denen sowohl barbarischen, als gesitteten Völkern. Von der Menschlichkeit, von der Gesellschaft, und dem Prachte.

Der erste Theil der Menschlichkeit besteht darinn, daß man seinen Nächsten liebe; dieser ist auch den Wilden, zu allen Zeiten bekannt gewesen. Der zweyte ist, eine größere oder kleinere Gesellschaft zu lieben, davon

von man ein Mitglied ist, und die man Vaterland nennet. Dieser zweyte Theil der Menschlichkeit, ist allen gesitteten Völkern bekannt gewesen, so lange es deren gegeben hat. Der dritte aber ist, alle Menschen zu lieben. Dieser letzte ist vor diesen letzten Zeiten so wenig bekannt gewesen: daß man sich noch verschiedene Jahrhunderte hindurch eine Ehre daraus gemachet hat, ganze Völker auszurotten, oder doch unters Joch zu bringen; und dieses zuweilen unter dem scheinbaren Vorwande, einen gar zu eingeschränkten Staat zu erweitern, und sich durch eine größere Zahl Mitbürger oder Unterthanen zu verstärken; zuweilen aber auch, aus bloßer Lust zu rauben, sie zu Sclaven zu machen, oder gar auszurotten. Es ist noch keine hundert Jahre, daß man diesen Misbrauch völlig eingesehen und begonnen hat, diesen dritten Theil der Menschlichkeit kennen zu lernen: der, wenn man ihn recht einsieht und beobachtet, den allgemeinen Frieden und die allgemeine Glückseligkeit mit der Zeit ganz allein herbeybringen kann.

Weit gefehlet, daß die Liebe zum Vaterlande uns verbinden sollte, andere Nationen zu hassen: so behaupte ich vielmehr, daß die Liebe zum ganzen menschlichen Geschlechte überhaupt, der einzige wahre und dauerhafte Grund der Liebe zu unsern Mitbürgern sey.

Die Barbaren sind einiger Verbindung mit zeitverwandten Völkern fähig; aber ohne Kenntniß: weil sie keine Wissenschaft von demjenigen haben, was in vorigen Zeiten vorgegangen ist. Die Wilden hingegen, haben weder von den alten Völkern Nachricht, weil sie keine Wissenschaften haben; noch mit den gegenwärtigen Völkern Gemeinschaft: weil sie keine Menschlichkeit oder doch keinen Umgang haben.

Um die Menschlichkeit einzuführen, muß man den Nationen nicht allezeit diejenigen Grausamkeiten vorrücken, zu welchen der Mangel dieser Tugend sie ehedem verleitet hat. Die Franzosen verabscheuen anitzt

von

von selbst die Bluthochzeit, und die Spanier ihre Grausamkeiten in Peru.

Man kann ein Volk nicht anders in eine Policey setzen, als durch den Handel; und nicht gesittet machen, als durch die Wissenschaften. Hieraus folget, daß der Handel, der den Wissenschaften so zuwider zu seyn scheint, gleichwohl deren erste Quelle in einem Staate ist: indem man kein Volk gesittet machen kann, welches keine Policey hat.

Ein Volk ist alsdann wirklich zur höchsten Staffel des Erkenntnisses und der Höflichkeit gekommen: wenn die Untersuchung der Wahrheit, und die Liebe zum gemeinen Besten, in selbigem die Stelle aller vorgefaßten Meynungen, und aller unrecht verstandenen Ehre einnehmen. Alles was hierauf nicht hinaus läuft, ist ein Ueberbleibsel der Barbarey der Celten und Gothen; eine Betrachtung, die ganz allein den Zweykampf bey allen gesitteten Völkern abschaffen sollte.

Man

Man rücket den italiänischen Schriftstellern die Spitzfündigkeit der Gedanken, den spanischen das Aufschneiden, und den Engländern ein wildes Ansehen vor. Den französischen Schriftstellern wirft man, so viel ich weis, keinen einheimischen Fehler vor. Ist diese Sache richtig, so ist es ihre Pflicht diesen Vortheil zu bearbeiten, und allezeit die Sprache der Natur und Vernunft zu wählen, oder zu erhalten zu suchen.

Ueber die Frage: welche menschliche Policey die vortheilhafteste zur Fortpflanzung der Art sey, in so weit sie ein Gegenstand der Regierung und Policey ist; oder um zu entscheiden, welches das geschickteste ist, der wilde Beyschlaf, die Vielheit der Weiber, oder das einzige und unauflösliche eheliche Band, wie es die Religion vorschreibt; kann man anmerken: daß die Unkeuschheit der einer Republik nützlichen Fortpflanzung eben so zuwider laufe; als die Gefräßigkeit, der unserer Gesundheit zuträglichen Nahrung zuwider ist.

Ich

Ich habe von geschickten Leuten die Anmerkung gehöret, daß die Einwohner heißer Länder dem Frauenzimmer mehr ergeben wären; und die Bewohner kalter Länder mehr Kinder hätten.

Ich wollte fast sagen: daß die Pracht (die erste Ursache des Unterganges der Staaten) eigentlich alsdann erst anfängt Pracht zu heißen, wann die Begierde groß zu thun uns verleitet Zierrathe zu kaufen, die man nicht augenblicklich bezahlen kann. Bis dahin wollte ich selbst den Ueberfluß, den man sich anschaffet, nur Reichthum nennen; eine Sache die bey einem Volke und bey allen insgemein, zu wünschen ist: nur, wenn man nur die Summe dafür nicht schuldig oder im Stande ist dieselbe zu bezahlen, ohne daß man sich wehe thue. Welch eine Menge von Arbeitern findet nicht alsdann ihren Unterhalt, durch die Ausgaben der Reichen! Welch eine Quelle des Flores für die Künste und öffentlichen Zierrathe ist es nicht! Dieß ist unter andern auch der Sinn von Horazens

zens Commune Magnum *). Hieraus folget nun, daß die Pracht an sich selbst kein Fehler eines Staates sey; sondern daß er nur anfange ein Fehler der Privatpersonen zu seyn, so bald dieselben nicht unverzüglich bezahlen. Sie würde sogar an dem Oberhaupte einer Republik ein Fehler eines Privatmenschen seyn, welches auch sogar öffentliche Gebäude unternehmen wollte, wozu die Arbeiter gar zu viel Lohn begehreten, oder nicht bezahlet würden. Hernach aber würde dieser Privatfehler, wenn er sich vervielfältigte, durch seine Wirkungen den Verfall eines Staates verursachen.

Fünfter Abschnitt.

Von der Armuth und von der Betteley.

Ich beklage denjenigen, der durch sein Schicksal arm ist. Ich schätze denjenigen hoch, der bey seinem mäßigen Auskommen reich ist. Denjenigen aber verachte ich sehr, der

*) Horazens Commune magnum, bedeutet, daß die öffentlichen Werke prächtig, und die Häuser der Einwohner mäßig seyn müssen.

der sich durch den Misbrauch seines Reichthums arm machet.

Die Mildigkeit einer Privatperson besteht darinn, daß sie den Armen beyspringe; die Mildigkeit eines Patrioten zeiget sich in der Verhinderung, daß es keine Armen gebe.

Da der Mangel und das Elend die Haupturſachen derer Verbrechen sind, die die menschliche Gesellschaft beunruhigen: so kömmt derjenige Fürst der seine Unterthanen glücklich machet, einer großen Menge dieser Verbrechen zuvor.

Die Obrigkeit muß nicht die Bettler angreifen, sondern die Betteley. Die Manufacturhospitäler für alle Armen, werden das Allmosen nicht aufheben, welches bleiben muß; aber welches man diesen Hospitälern selbst geben wird. Vieleicht wird man dereinst mit eben so vielem Erstaunen vernehmen, daß man in dem und dem Jahrhunderte nicht aus

seinem Hause gehen können, ohne Männer Weiber und Kinder zu begegnen, die einem Geld abfordern; als man itzt erstaunet, wenn man in unserer Geschichte findet, daß die Pariser Gassen erst unter Philipp Augusten gepflastert worden. Mit gehöriger Sorgfalt würde man das eine überwinden, wie man das andere überwunden hat: allein es giebt unendlich viel Dinge, die nicht anders als ein Werk der Zeit seyn können.



Drittes Capitel.
Von der Metaphysik und Theologie.

Erster Abschnitt.
Von den Grundursachen oder metaphysischen Ursachen.

Es ist ein gänzlicher Mangel der Philosophie, wenn man glaubet, daß man die Grundursachen von allem ausfündig machen wird. Deswegen aber muß man die Untersuchungen des Mechanismus nicht aufgeben: und so lange bis dieser gefunden ist, ist es erlaubet und sehr lobenswerth, irgend eine Voraussetzung anzunehmen, die allen Wirkungen eine Genüge thut; dafern man nur diese Voraussetzung, nicht als die nächste und gewisse Ursache aller dieser Wirkungen angiebt.

Auch das ist ein Mangel der Philosophie, wenn man überhaupt das Daseyn unbekann-

ter Wesen läugnet; und ein anderer Mangel der Philosophie, wenn man von denselben die Erklärung bekannter Wirkungen hernimmt.

In den natürlichen Wissenschaften, muß man gemeiniglich nur von den nächsten Ursachen anfangen: da die ersten Gründe allezeit der Gegenstand einer, in dergleichen Fällen ungewissen, oder unnützen Metaphysik sind.

Wir sind in den Grundursachen der Natur, einer nicht gelehrter als der andere. Nur die Art wie man dasjenige, was man davon weis, oder muthmaßet, anwendet, und es einer Rechnung unterwirft, mit welcher die Erscheinungen sich reimen, dieß unterscheidet große Leute von andern.

In unbestimmten Materien, deren Grund ungewiß ist, bringen wir unser Leben damit hin, daß wir einer Ursache dasjenige zuschreiben, was doch von einer andern herrühret.

Zwey-

Zweyter Abschnitt.
Von Gott und der Religion.

Es giebt etwas, das sich selbst nicht gemachet hat, von keinem andern gemachet ist, und dennoch vorhanden ist. Dieß unendliche Wesen, ist Gott.

Das unbedingte und unendliche Wesen erscheint uns nicht nach seiner wahren Größe, sondern nur nach der unsrigen.

Die Religion an sich selbst, ist das Band einer geistlichen Gesellschaft, und zu gleicher Zeit ein wichtiger Theil der bürgerlichen Gesellschaft. In dem ersten Sinne müssen die Geistlichen deren Pflichten anordnen, und den Glauben auslegen, worauf sie sich gründet. In dem andern Sinne, kömmt es dem Landesherrn zu, in Ansehung der zeitlichen Ruhe seines Staates, die ihm allein obliegt, dafür zu wachen. Fast eben so ist es mit einem Hausvater, in Ansehung seiner schon erwachsenen Kinder. Hier ist es meine Sache nicht, von der Religion im ersten Ver-

stande zu handeln; ich werde daher in folgenden Anmerkungen nur in Ansehung der Ruhe der Staaten überhaupt, oder derer Privatpersonen, aus welchen sie bestehen, davon handeln.

„Da die christliche Religion unter Con„stantin dem Großen das Haupt erhoben, „und die herrschende Religion geworden: so „nahm sie auch vieles von der äußerlichen „Pracht an, welche vorhin bey der heydni„schen üblich gewesen war. Um die Opfer, „und andere Arten des Aberglaubens ansehn„lich zu machen, hatte man Kerzen, Fackeln, „Umgänge, Aufzüge, und dergleichen mehr „gebrauchet. Dieses alles nun führten die „Christen auch ein. Auch die jüdische Re„ligion ward geplündert, um die christliche „auszupußen. Die Leuchter mit sieben Lam„pen; die Kleidungen der Priester und Le„viten, die Opferungen, das Räuchern, u. „s. w. sind augenscheinliche Ueberbleibsel des „alten Testaments, in dem neuen. Und eben „so hat die Menge der heidnischen Götzen,

„und

„und die willkührliche Vergötterung der Men„schen, die Canonisation der Heiligen gebildet.„

„Da es der christlichen Religion an eigentlichen Opfern fehlete; so mußte auch das letzte Abendmahl des Heilandes, sich in diese Gestalt verwandeln lassen, und den Namen eines unblutigen Opfers, nebst allen Gepränge desselben annehmen.„

„Auf diese Art ward der einfacheste Gottesdienst von der Welt, welchen der Stifter unsers Glaubens nur vorschreiben konnte, und welcher bloß im Geiste und in der Wahrheit bestehen sollte, in die allerbeschwerlichste Liturgie verwandelt, die jemals eine wahre oder falsche Religion belästiget hatte.„

„Die christliche Religion ist, dessen ungeachtet, in ihrem Grunde die allerreineste und einfältigste, die jemals der Erdboden gesehen hat. Sie ist von der patriarchalischen Kirche wenig unterschieden. Ihr Stifter hat die mosaischen Ceremonien nur darum ab-

schaffen wollen, damit die Menschen, bey vermehrter Einsicht des Verstandes, von dem äußerlichen Gottesdienste abgezogen; auf Gott und ihre Pflichten lediglich gewiesen, und zu der innern Verehrung des Höchsten angeführet würden. Man sage so viel als man wolle, daß den sinnlichen Geschöpfen, die Ceremonien nöthig sind, um sie auf das Innere zu führen. Diese Geschöpfe bleiben doch in kurzem, bloß am Aeußerlichen kleben, und vergessen darüber das Wesentliche. Das Gepräng bleibt zurück, und die wahre Andacht, die Innere Erhebung des Herzens gehen verloren.„

„Ein wirklich weises Herz bleibt niemals an dem äußerlichen Prachte der Tempel, an Kleidungen, Feyerlichkeiten, Bildern, und Altären kleben. Es sieht so viele abgesonderte Gemeinschaften, als Heliot beschrieben hat, für nichts, als Ueberbleibsel finsterer Jahrhunderte an, die denjenigen Zeiten ähnlich sehen, da der menschliche Verstand noch in seiner Kindheit war.„

„Das

„Das Vorurtheil des Ansehens ist im Glauben eben so schädlich, als in weltlichen Dingen. Man lachet über einen Freyer, der mit fremden Augen diejenige Person wählet, die ihn glücklich, oder unglücklich machen wird. Thut derjenige aber nicht noch thörichter, der sogar seine Religion auf guten Glauben, und gleichsam unbesehens annimmt; da sie ihn doch ewig verdammen oder selig machen soll?„

„Ein Türk glaubet, was seine Kirche glaubet. Er geht dabey verloren, wie man dafür hält. Mit was für einem Rechte aber glaubest du glücklicher zu fahren, wenn du eben so blindlings, als er, deiner angebohrnen Kirche glaubest? Sind etwa deine Führer etwas mehr, als Menschen? Der Türk glaubet von uns eben das, was wir von ihm denken. Wer hat von beyden Recht? Er ist aber so einfältig nicht, uns zu fragen: ob der Mufti zu Constantinopel; oder die Secte des Ali in Persien recht habe? Und

wer kann ohne Prüfung der Lehren, seiner Sache gewiß seyn?„

„Wer auf dem Rathhause, oder in der Kirche etwas zu thun hat, der muß sich nach der öffentlichen Uhr richten, nach welcher solche Dinge vorgehen; gesetzt auch, daß sie unrecht gienge. In häuslichen Geschäfften kann sich ein jeder nach seiner Stuben- oder Taschenuhr richten, die vieleicht besser nach dem Sonnenlaufe geht. Wenigstens zwingt mich die Obrigkeit nicht, nach der Stadtuhr aufzustehen, zu speisen oder schlafen zu gehen. Mit der Religion mache man es eben so. Feste und Ceremonien kann die Obrigkeit, oder das gemeine Wesen wohl anordnen; die Gewissen aber kann und darf sie nicht beherrschen.„

„Meine Taschenuhr kann niemanden zur Vorschrift dienen, die seinige darnach zu stellen: außer bey dem, der es einsieht, daß sie besser geht, als die seinige. Eben so muß man seine Meynung in Glaubenssachen nic-

niemanden aufdringen. Der Gerechte muß seines eigenen Glaubens leben.„

„Man strafet niemanden, der da saget, die Uhr des Rathhauses gehe unrecht: wollte er aber den Rath und die Bürger nöthigen, sich nach seiner Taschenuhr zu richten, so wäre er thöricht. Noch lächerlicher wäre derjenige, welcher einer öffentlichen Subhastation deswegen widersprechen wollte; weil sie vor dem Schlage seiner Wanduhr wäre geschlossen worden. Die Deutung auf die Religion ist leicht zu machen.„

„So unvollkommen auch die christliche Religion in allen ihren Theilen ausgeübet wird: so große Vortheile hat sie doch dem menschlichen Geschlechte verschaffet. Durch sie sind die Menschen viel gesitteter geworden, als auch die gesittetsten der vorigen Zeiten gewesen. Die Sclaverey ist fast allenthalben gewichen. Selbst die abergläubische Furcht, welche Lucrez der heidnischen Religion zur Last legete, ist wenigstens aus der gereinigten christlichen verbannet.„

„Was

„Was würde ein Sokrates nicht für eine Verwunderung, und ein Seneca für Freude spüren lassen; wenn sie in die Werkstäten unserer Handwerker, und in die Hütten unserer Landleute kämen, und daselbst Lieder singen höreten, die mit viel reinern Begriffen von der Gottheit, ihrer Vorsehung, der Tugend und der Laster angefüllet sind; als sie selbst gehabt, oder als ein Homer, Kalimach und Xenophanes in ihren Hymnen zum Lobe Jupiters gesungen?„

Dritter Abschnitt.

Von der Kirche, und denen ihr eigenen Merkmaalen.

„Das Wort Kirche ist vieldeutig, und wenige nehmen es im rechten Verstande. Der Muselmann und der Jud können sich dessen sowohl bedienen, als der Christ. Ist es denn wohl ein Wunder, daß so viele Streitigkeiten darüber entstanden sind?„

„Es ist der Kirche eben so gegangen, wie überhaupt der menschlichen Gesellschaft. Diese hat

hat sich von einem Jahrhunderte zum andern immer gebessert: jene auch. Die patriarchalische war so einfältig und rein; als Völker, die noch in Wäldern wohneten, und von rohen Kräutern lebeten, von aller Pracht und Schwelgerey entfernet waren.„

„Die mosaische bekam schon mehr Licht, und schrieb die Pflichten viel deutlicher vor. Aber die jüdische Republik ward auch zu gleicher Zeit viel besser eingerichtet. Moses politische Gesetze, sind lauter Aussprüche eines reinen Vernunft- und Naturrechtes, die auch Drakons, Solons und Lykurgs, ja des Numa Staatsverfassungen weit vorzuziehen waren. Die Juden wären das glücklichste Volk von der Welt gewesen, wenn sie nur denselben allezeit gefolget wären.„

„Die Zeiten, in welchen Christus erschien, waren in allen Ländern noch weit aufgeklärter. Dieser göttliche Lehrer reinigte die Kirche von unzählichen Misbräuchen der pharisäischen Aufsätze, und schaffete gar den levitischen

Cere-

Ceremoniendienst ab. Es war die Zeit vorhanden, Gott ohne alle Schattenbilder, im Geiste und in der Wahrheit zu verehren.„

„Wäre das römische Reich ruhig und mit seiner Größe zufrieden gewesen, so wie es unter dem Auguſt war: so würde auch seine bürgerliche Verfassung der Reinigkeit der Kirche nicht geschadet haben. Alle Religionen wurden geduldet: Paulus lehrete noch lange hernach in Rom frey und unverbothen.„

„Allein die römische Regierungsart verfiel unter tyrannischen Kaisern. Die Schwälgerey und Wollust der neuern Zeiten, vertrieben die alte Tapferkeit. Einfälle barbarischer Völker verderbten in kurzem alles. So gieng denn die gute Einrichtung der Regierung, mit den Künsten und Wissenschaften zugleich ein: aber die reine Einfalt der Kirche gieng auch zugleich mit verloren.„

„Das funfzehnte Jahrhundert klärete den Verstand durch die Wissenschaften und Künste

ste wieder auf. Deutschland empfand diese Morgenröthe besserer Zeiten, fast zugleich mit Italien. Rudolph Agricola, Reuchlin, Conrad Celtes, Peutinger und Pirkheimer, sonderlich aber Erasmus, zündeten ein Licht an, welches im folgenden Jahrhunderte auch die Kirche selbst bestralete. So besserte die Erkenntniß zugleich die Welt und den Glauben. Ganz Europa, so weit nur die Wissenschaften gedrungen sind, ist seitdem auch in der Religion viel aufgeklärter, als es zuvor gewesen ist.„

„Die Kirche kann in äußerlichen Gebräuchen, in Festen und Ceremonien, wohl etwas verschieden seyn; und zwar den wesentlichen Lehren ohne Schaden. Nur davor hüte man sich, daß die Feyerlichkeiten und Verbrämungen nicht die Wahrheit ersticken, oder unsichtbar machen. Zuviel schadet allezeit mehr, als zu wenig: so wie ein Kleid, durch überhäufte Tressen und Spitzen, nur immer beschwerlicher; aber nichts bequemer, oder wärmer, und oftmals auch nicht einmal schöner wird.„

„Die

„Die heutige Kirche kann sich an dasjenige nicht binden, was die alten Väter in den Jahrhunderten der Unwissenheit geglaubet haben. Bey dem heutigen Lichte müssen ihre Aussprüche geprüfet werden: so wie man die alten Uebersetzungen der Schrift, nach einer vollkommenern Kenntniß der Sprachen prüfet.„

„Man kann nicht wohl sagen, daß die Geistlichkeit allein die Kirche ausmachet; vielweniger kann ihr abyssinisches, griechisches, oder lateinisches Oberhaupt allein, dieselbe vorstellen. Aristotels Ansehen in den Schulen mußte fallen, als man anfieng, die Natur und Wahrheit mit eigenen Augen zu suchen. Eben so schlecht ist die Untrüglichkeit eines geistlichen Lehrers gegründet, als der vermeynte vollkommenste Verstand des Weltweisen befunden worden. Die Zeiten der Blindheit hatten beyde zur Unfehlbarkeit erhoben. Die Zeiten eines richtigern Erkenntnisses haben beyde auf ihren wahren Werth hinunter gesetzet.„

Vier-

Vierter Abschnitt.

Von Ketzern, Secten und Parteyen.

„Wenn falsche Meynungen in der Kirche einreißen, so steht es jedem frey denselben zu widersprechen, und ihren Ungrund zu zeigen. Schleichen sie sich aber unvermerkt ein, und nehmen allmählich überhand, so, daß sie fast allgemein werden; so behalten doch die Nachkommen, bey aufgeklärtern Zeiten, das Recht, die Irrthümer ihrer Vorgänger zu verwerfen.„

„Wenn dieses anfänglich ein kleiner Haufen thut, so nennet ihn der größere Schwarm eine Secte, oder Ketzerey. Allein man geht darinn zu weit; dafern er sich bloß der alten Reinigkeit der Lehre und Sitten nähert.„

„Die Wahrheit wird durch die meisten Stimmen, eben so leicht verloren, als bestätiget. Gab es nicht eine Zeit, als alle Welt glaubete, die Erde sey platt, und stünde stockstille? Dennoch war beydes falsch. Leute, die nur einen Wiederhall von andern abgeben,

haben eigentlich gar keine Stimme, die gezählet zu werden verdienet. Sie sind Jaherren, und nichts mehr.„

„Die Römer und Griechen erlaubten in ihren Staaten alle fremde Gottesdienste, und ihre Republiken bestunden doch ruhig; so lange sie nur dieselben nicht verfolgten. Sobald sie aber die Christen drücketen, so mehrete sich nur deren Menge, und schien endlich den Abergläubischen selbst gefährlich zu werden. Endlich siegete die Wahrheit. Verfolgungen sind daher kein gutes Mittel die Secten auszurotten.„

„Wie viel glücklicher und stärker würde nicht Frankreich seyn, wenn es die Hugonotten und Reformirten nicht verfolget und verbannet hätte? Deutschland besteht doch im Frieden; ob es gleich verschiedene Religionsparteyen duldet. In einer Stadt, ja in einem Hause, können allerley Glaubensgenossen friedlich bey einander leben: wenn nur kein Verfolgungsgeist sich darein mischet. Die

holländ-

holländischen und viele deutsche Städte beweisen dieß.„

„Will man aber ja eine Partey aus einem Staate ausschließen: so muß es diejenige seyn, die unverträglich ist, und keine andere neben sich dulden will. Dieses beobachten die Dänen und Schweden sehr wohl.„

„Die Verfolger stören die Ruhe des Staates, nicht die Verfolgten; wenn sie sich gleich ihrer Haut wehren. Es verfolget aber auch diejenige Partey, die nur durch List und heimliche Ränke sich zu stärken, und andere zu unterdrücken suchet.„

„Wer hat ein Recht, mir vorzuschreiben, was ich glauben soll? Unterrichten kann man mich wohl; aber nicht zum Beyfalle zwingen. Weltliche Vortheile bekehren niemanden wahrhaftig. Nur niederträchtige Seelen können um ein Stück Brod sagen: Die Sonne ist viereckigt; der Mond hat sein eigen Licht.„

„Entstehen neue Secten, die abgeschmacktes Zeug lehren: so erlaube man allen, die Einsicht, Glimpf und Lust dazu besitzen, sie zu widerlegen. Man gebe aber genau Acht, ob sie die Ruhe des Staates stören. Dieses erlaube man ihnen nicht: aber ihrer Lehren wegen drücke man keine. Irrthümer und Thorheiten verschwinden von selbst.„

„Quäker und Wiedertäufer werden in Holland und England geduldet: und doch wachsen sie nicht an. Sollte man sie verfolgen, so würden sie mehr überhand nehmen. Eben das gilt von den Gichtelianern, Böhmisten und Herrenhutern. Das Verspotten und Auslachen sectirischer Thorheiten, ist weit kräftiger, als die Schärfe.„

„Die starke Einbildungskraft ist bey dem Pöbel viel eindringender, als Gründe und Vernunftschlüsse. Secten, die von Schwärmern gestiftet und angeführet werden, finden also unter Unwissenden mehr Beyfall, als andere. Doch stirbt z. E. mit einem Schwenkfeld

feld oder Böhm, die vornehmste Stütze seines Haufens: so verliert sich sein Anhang auch allmählich.„

„Die Lehrer der Religion können ihre Gemeinen vor allen Verführern warnen; aber mit dem Geiste der Sanftmuth richten sie mehr aus, als mit Poltern und Schmähen. Die Obrigkeit hingegen muß ihren Arm nicht eher brauchen, als um Gewalt und Unruhen zu dämpfen. Die Wahrheit brauchet kein Schwert, sich auszubreiten, oder Liebhaber zu erzwingen.„

Fünfter Abschnitt.

Von der Andacht und ihren Ausübungen.

Es ist viel daran gelegen, daß man unter den Menschen die äußerlichen Uebungen erhalte, welche sie dessen erinnern, was in ihren Seelen vorgehen sollte. Derjenige aber, welcher für seinen Kopf gewisse veraltete Uebungen hervorsuchen wollte, die keine Statt mehr haben, der verdienet eben sowohl ein

Neuling genannt zu werden, als derjenige, welcher Uebungen vorschlagen will, von denen man nie hat reden hören.

Diejenigen, die von den christlichen Tugenden reden, ohne von den moralischen und bürgerlichen Tugenden recht unterrichtet zu seyn; denen die ersten überlegen, obgleich niemals zuwider sind, verfallen in Irrthümer, welche denenjenigen bald in die Augen fallen, die die Grundsätze kennen. Diese Irrthümer rühren mehrentheils aus dem Vorurtheile her, welches einem faulen Schreyer so bequem ist: nämlich, daß man nie sündigen kann, wenn man zuviel saget. Daher kömmt es zuweilen, daß gewissenhafte Leute unter ihren Zuhörern, insonderheit in Ansehung der übrigen, auf gefährliche Ausschweifungen verfallen. Das aber geschieht fast allezeit, daß Zuhörer, die nicht so blöde sind, das Wesentliche mit den Zusätzen vermengen, und da sie diese nicht erreichen können, sich auch des andern überheben.

Die

Die Andacht, welche eine Seele einnimmt, die sie nicht mit den moralischen und bürgerlichen Tugenden ausgezieret findet, wird in derselben zuweilen ein Vorwand, ja wohl gar ein Werkzeug großer Bosheiten.

Es giebt sehr viele Leute, bey denen die Andacht, die sie von den körperlichen Sünden heilet, alle Laster des Gemüthes stärket.

Ein Abergläubischer ist derjenige, welcher sich treuherzig einer blinden Andacht ergiebt: und ein Scheinheiliger ist derjenige, der sich mit dem Mantel der Andacht bedecket, um seine bösen Absichten auszuführen. Der Abergläubische ist ein Dummkopf: und der Scheinheilige ist ein Böswicht. Das Unglück ist nur, daß der Dummkopf zuweilen den Böswicht zu seinem Rathgeber annimmt.

Der gute Anstand, den eine junge Person in öffentlichen Versammlungen, sie seyn nun in der Stadt, oder auf dem Lande, in der Absicht anzunehmen suchet, zum Ehestande zu gelangen,

langen, ist von der Buhlerey nicht nur sehr unterschieden; sondern ihr auch schnurstracks entgegen gesetzet. Dieses sage ich wider die geschwornen Bekehrer, welche, da sie die erlaubten Ergetzungen auf dem Lande verbiethen, nachdem man den Pflichten der Religion eine Genüge gethan hat, den Bauern die Zeit zu verschaffen scheinen, daß sie einer vom andern übels reden, die Obrigkeit verläumden, oder zuweilen wohl noch auf andere Ausschweifungen verfallen mögen.

Beschluß.

Diese Sammlung wird, ungeachtet sie aus einer kleinen Anzahl von Betrachtungen besteht, doch wenigstens dienlich seyn, zu zeigen: daß die Weltweisheit auf alle Gegenstände des Witzes und des Verstandes angewandt werden könne.

Ende.

An=

Anhang.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn864193890/phys_0291
DFG

Versuch

eines philosophischen und theologischen

Lehrgebäudes,

über das Vergnügen und den Schmerz.

Frage.

Warum hat der Schöpfer dem Menschen bey Begegnung gewisser Körper, die die Sinne rühren, eine Empfindung des Vergnügens gegeben?

Ant-

Antwort.

Aus einer Ursache, die derjenigen gleicht, warum er in den Menschen, bey der Begegnung anderer Körper die ebenfalls seine Sinne rühren, eine Empfindung des Schmerzens geleget hat. Um eine von diesen Ursachen recht einzusehen, muß man die andere wohl einsehen.

Frage.

Welches ist denn seine Ursache bey dem Schmerze gewesen?

Antwort.

Der Schöpfer hat dem Menschen bey Begegnung gewisser Körper eine schmerzliche Empfindung gegeben, um ihn vor demjenigen zu warnen, was seiner Erhaltung durchaus zuwider, oder nur bloß schädlich ist.

Frage.

Mache die Anwendung dieses Grundsatzes auch auf das Vergnügen.

Antwort.

Der Schöpfer hat dem Menschen bey der Begegnung gewisser Körper die Empfindung eines Vergnügens gegeben, damit er von dem-

demjenigen benachrichtiget werde, was zu seiner Erhaltung nothwendig oder nützlich ist.

Frage.

Ist denn der Schmerz, überhaupt zu reden, gleich stark in denen Dingen, die uns zuwider sind, und in denen, die uns schädlich sind? und ist das Vergnügen, in denen Dingen, die uns nothwendig sind, und in denen, die uns nur nützlich sind, ebenfalls gleich stark?

Antwort.

Der Schmerz ist gemeiniglich größer in Ansehung derer Sachen, die uns durchaus zuwider sind, z. E. Feuer und Eisen, als in Ansehung derer Dinge, die uns nur schädlich sind, z. E. Frost und Nässe. Ganz anders ist es mit dem Vergnügen beschaffen; denn dieses ist gemeiniglich größer bey denen Dingen, die bloß nützlich sind, z. E. die Abkühlungen und Ergetzungen, als bey denen, die nothwendig sind, z. E. die Nahrung und das Othemholen. Ja in Ansehung des Essens allein, machet das Fleisch und der Wein, die nur bloß nützlich sind, mehr Vergnügen, als das Brodt und Wasser, welche doch nothwendig sind.

Frage.

Frage.

Ich glaube die Ursache zu begreifen, die der Schöpfer gehabt haben kann, diejenigen Dinge, die uns ganz zuwider sind, schmerzhafter zu machen, als diejenigen, die uns nur allein schädlich sind. Unfehlbar ist es deswegen, damit wir jene noch viel sorgfältiger vermeiden möchten, als diese. Allein warum machen diejenigen Dinge, die uns nothwendig sind, weniger Vergnügen, als die, die uns nur nützlich sind?

Antwort.

Der Schmerz, welcher auf die Beraubung der nothwendigen Dinge folget, erinnert die Creatur genugsam, dieselben zu suchen; ohne daß noch erst ein außerordentlich Vergnügen damit hat verbunden werden dörfen. Dahingegen mit der Beraubung derer bloß nützlichen Dinge, da sie keinen so empfindlichen Schmerz bey sich führet, nothwendig ein höherer Grad des Vergnügens hat verbunden werden müssen, als mit den nothwendigen Dingen.

Frage.

Frage.

Was hätte es denn aber zu sagen gehabt, wenn gleich die nothwendigen Dinge auch außerordentlich angenehm, und die Beraubung der nützlichen Sachen, außerordentlich schmerzhaft gewesen wäre?

Antwort.

Die Vorsehung hat die Sachen darum so geordnet, damit die Ketten der vernünftigen Geschöpfe, als welche ihre Hauptabsicht gewesen, nicht vervielfältiget würden. Denn es wäre seltsam, daß ein Mensch weder essen, noch athmen könnte, ohne in einem beständigen Ergetzen zu schweben. Anderntheils würde es ein sehr unseliger Zustand seyn, wenn die Beraubung unzählicher nützlichen Dinge, dem Menschen Schmerzen verursachete. Beydes würde uns unaufhörlich außer uns selbst setzen, entweder durch gar zu viel Vergnügen, oder durch gar zu großen Schmerz: welches wider das Wohl der Geschöpfe stritte, die, um für sich und andere sorgen zu können, großentheils sonder Vergnügen und Schmerzen seyn müssen. Endlich ist es eine sehr heilsa-

me

me Einrichtung, daß der Schmerz mit der Beraubung nothwendiger Dinge verknüpfet ist: damit das Geschöpf gedrungen werde sie täglich zu genießen, um dem nahen Untergange vorzubeugen; und daß ein empfindlicher Vergnügen mit dem Gebrauche nützlicher Dinge verknüpfet worden, damit der Mensch gelocket werde, sich ihrer auf gewisse Weise und in erlaubten Fällen zu bedienen.

Frage.

Glaubest du, daß du alles, was du bisher von dem Vergnügen gesaget hast, mit den Grundsätzen der reinesten und strengsten Theologie verbinden kannst?

Antwort.

Ja, ich glaube es; und ungeachtet wir davon noch nicht geredet haben, so sind mir doch deren Grundsätze bey allen meinen Antworten, stets vor Augen gewesen; damit ich nichts vorbringen möchte, welches ich gegen gottesfürchtige Leute widerrufen müßte, dafern dieselben nur gelehrt und vernünftig sind.

Frage.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn864193890/phys_0298
DFG

Frage.

So wie du das Vergnügen mit allen nothwendigen oder nützlichen Dingen verbindest, scheint mirs, daß du dasselbe allenthalben für wohlanständig und erlaubt hältst. Gleichwohl weist du, wie sehr die geistlichen Bücher, und die Lehrer des inwendigen Lebens, sich allem Vergnügen widersetzen, und sagen: daß die Vernunft allein hinlänglich sey, den Menschen zu dergleichen Nothdürftigkeiten zu treiben.

Antwort.

Das erste, was ich hierauf zu antworten habe, ist dieß, daß ein sehr großer Unterschied unter den allgemeinen Absichten des Schöpfers für die Erhaltung seiner Creaturen, und unter denen besondern Eingebungen sey, die er denen Seelen ertheilet, welche er zur Vollkommenheit ruft. Obgleich daher der Schöpfer mit der Begegnung gewisser Körper das Vergnügen und den Schmerz verknüpfet hat, damit die Menschen überhaupt ermahnet werden möchten, jenes auf eine erlaubte Art zu suchen, und das andere zu vermeiden; eben

so, wie er diejenigen Seelen, welche ihm angehören, nicht verhindert, sondern sogar antreibt, sich gewisser Sachen zu gebrauchen, die bis auf einen gewissen Grad Schmerzen verursachen: so will er, und er befiehlt es doch zuweilen, daß man sich von gewissen nützlichen Dingen enthalte, z. E. einiger der nahrhaftesten Lebensmittel. Gleichwohl stehen diese Dinge den übrigen Geschöpfen zu Diensten, die sich ihrer bedienen wollen, und durch das Vergnügen darauf geleitet werden. Und wie viel Leute giebt es denn endlich, die an ihren nothdürftigen Unterhalt denken würden, wenn die Vernunft allein sie dazu triebe? Was würde wohl aus den Kindern werden? Aus den albernen Leuten, denen sogar die menschliche Vernunft fehlet, für deren Erhaltung der liebe Gott, ohne alle Noth, ganz besondere Gesetze hätte machen müssen? Ich sage noch mehr: außer, daß, wenn man diese Nothwendigkeiten ohne alles Vergnügen gebrauchete, solche zu einer der Natur beschwerlichen Bemühung und Arbeit gereichen würden. So würden sie auch den vernünftigsten und gottseligsten

sten Personen zu einer unerträglichen Aufmerksamkeit gedeihen; wenn sie, anstatt ihren Geist und ihre Vernunft lediglich auf die Geschäffte ihres Gewissens und ihrer Familie anzuwenden, dieselben noch gebrauchen sollten, alle Regeln der Medicin, und die Zeit und Beschaffenheit ihrer Nothwendigkeit aus einander zu setzen: ohne daß sie dazu durch das Vergnügen eingeladen würden, welches man bey deren Genuß empfindet; und welches niemals strafbar seyn kann, so lange man sich in den Gränzen einer vernünftigen Mäßigung erhält. Wer würde insonderheit, das Maaß des Essens und Trinkens abmessen können, wenn wir nicht ein Vergnügen dabey fänden, oder aufhöreten, eines dabey zu empfinden? Denn dieses ist der Endzweck und die Gränze mäßiger Leute, welche eben nicht die Ueberladung und den Ekel des Magens erwarten, um sich Einhalt zu thun. Eben so als der Schöpfer den Menschen der Mühe überhoben hat, den Umlauf des Blutes oder Nahrungssaftes zu befördern; eben so hat er ihn gewissermaßen von der Sorgfalt für seine

eigene Nahrung überhoben, indem er ihm das Vergnügen, als einen Bedienten übergeben hat, der die Speisen wählet, und ihn herbey ruft, wenn es Zeit ist sie zu genießen.

Frage.

Erkläre mir also doch deutlich deine Meynung, und sage mir dein Endurtheil, wie man das Vergnügen recht gebrauchen soll?

Antwort.

Alle Verbothe der schärfsten Lehren in diesem Puncte, laufen auf den Lehrsatz hinaus, daß man das Vergnügen niemals deswegen suche, noch genieße, weil es ein Vergnügen ist. Dieser Lehrsatz ist aus dem heil. Augustin *) genommen, welcher viererley Stufen in der Empfindung unterscheidet. Die erste ist, vivacitas sentiendi, das heißt, diese Eigenschaft einer gesunden Leibesbeschaffenheit, und eines feinen Geschmackes; welcher leichter als ein anderer unterscheidet, was den Sinnen gefällt, oder misfällt. Die zweyte ist, utilitas sentiendi, welche diese allen Menschen gemeine Beschaffenheit ist, nach welcher sie

*) contr. Iul. IV. 14.

sie alles meiden, was ihnen schädlich seyn kann, und dasjenige suchen, was ihnen nöthig oder nützlich ist. Die dritte ist, necessitas sentiendi, das heißt, die Nothwendigkeit, darinnen sich der Mensch seit dem Falle Adams befindet, in sich selbst Schmerzen zu empfinden, die ihn betrüben, oder auch Anfälle von verbothenen Lüsten, denen er widerstehen soll. Die vierte endlich ist libido sentiendi, welche darinn besteht, daß man die Lust um der bloßen Ergetzung halber suchet. Bloß diese letzte ist lasterhaft, und machet den Menschen strafbar, nach Augustins Lehre, welcher saget: Hæc virtutibus inimica, hæc nocentem Hominem facit. Allein dieses Verlangen nach der Lust hat seine Stuffen, nach welchen der Mensch mehr oder weniger strafbar ist; wie dieser Kirchenvater an hundert andern Stellen seiner Werke erkläret. Man kann das Vergnügen auf eine solche Art lieben, daß man alle Gränzen der Nothwendigkeit und selbst der Vernunft überschreitet, um selbiges zu genießen; ja daß man alle Gesetze Gottes und der Kirche mit Füßen tritt, welche in ge-

wissen Umständen und Zeiten dessen Genuß verbiethen; und dann ist es eine Todsünde. Man kann das Vergnügen in nothwendigen Dingen mehr als dasjenige lieben, was das nothwendige davon ist; doch so, daß man eine Vorschrift nicht würde überschreiten wollen, die solches ausdrücklich verböthe, und daß man seine Seligkeit der Vorschrift vorzöge, wenn beyde wider einander liefen; dieß ist die Schwachheitssünde. Hingegen kann man auch in zwo andern Verfassungen, in Ansehung des Vergnügens stehen, die beyde zwar gut, aber nicht von einerley Beschaffenheit sind. Die erste ist, daß man in der Bestrebung nach Dingen, nichts als das Nothwendige vor Augen habe; und daß man mit Danksagung sowohl das Nothwendige, als das Vergnügen genieße, so davon unzertrennlich ist: ohne daß man an dessen Vermehrung noch Verminderung gedenke; und ohne daß es niemals die Gränzen der vernünftig erkannten Nothwendigkeit überschreite.

Es ist hier sogar eine Beobachtung zu machen, die ich nicht übergehen kann. Unter denen

denen Dingen, die dem Menschen nothwendig oder nützlich sind, giebt es einige, die geschickt sind seinen Geist zu ergetzen, z. E. das Spazierengehen; von welchem ich gleichwohl anitzt nicht anders, als in Ansehung der Gesundheit des Körpers rede, die sehr viel auf die Gemüthsverfassung ankömmt: und andere giebt es, die bestimmet sind, seinen Leib selbst zu stärken, oder unmittelbar zu erhalten, z. E. die Nahrung, oder die Erquickungen. Nun findet sich dieser Unterschied unter beyden, daß diejenigen, die bloß den Körper angehen, ihre Wirkung thun können, ohne die mindeste Absicht auf das Vergnügen, und ohne daß man ihres Genusses recht gewahr wird: dahingegen die andern, die den Geist angehen, nicht fähig sind uns wohl zu thun, als durch das Vergnügen selbst, welches uns erquicket und ergetzet. Dieses vorausgesetzet, sieht man deutlich ein, daß es noch erlaubter sey, das Vergnügen der Spaziergänge, als der Nahrungsmittel zu gebrauchen; indem die Nahrungsmittel nähren können, ohne daß sie einem gut schmecken; dahingegen das Spa-

zierengehen, ohne Recht empfunden zu werden, nicht eine Gemüthsergetzung, sondern ein Frohndienst seyn würde; man müßte denn sagen wollen, eine von den Ursachen des Schöpfers, warum er mit dem Essen ein Vergnügen verbunden, sey, daß er zu gleicher Zeit den Geist ergetzen, und den Körper erhalten wollen. Diesem widersetze ich mich nicht, und es dienet auch nur, meinen Satz zu bestärken, welcher darinnen besteht: es sey gar keine Sünde dabey, wenn man in gleichem Maaße das Nothwendige und das Vergnügen genießt, so damit verknüpfet ist, wenn man nur alles zu einem guten Endzwecke anwendet: das heißt, daß man sich desto stärker dem Dienste Gottes und des Nächsten widme. Diesen Satz hat der Lehrspruch des heil. Thomas *) bekräftiget: Actionis bonæ Delectatio bona, bey allen guten Handlungen ist auch das Vergnügen gut. Allein es giebt in Ansehung des Vergnügens, noch eine zweyte Verfassung, die nur den Vollkommenen, und denen die des inwendigen Lebens sehr gewohnt sind, eigen ist. Diese Verfassung

*) Ima, IIda, 34. 1.

fassung besteht darinnen, daß man sich nicht nur desjenigen enthalte, was dem Körper so gar nothwendig eben nicht ist, sondern auch noch über die natürlichen Nothwendigkeiten seufze, die den Menschen verbinden, einiges Vergnügen in deren Genusse zu empfinden; indem dieses Vergnügen allemal die Aufmerksamkeit der Seele ein wenig theilet, und dieselbe ihrem Körper und ihren Sinnen nähert. Diese Personen verwerfen keinesweges die Ordnung Gottes, in der allgemeinen Einrichtung der Natur; sondern sie leiden nur über der Schwachheit, die die Sünde in dem Menschen zurück gelassen hat, welcher von nun an die irdischen Sachen gar nicht berühren kann, ohne sich oftmals mit solchen Unsauberkeiten zu beschmitzen, vor welchen dergleichen Leute sich gern lebenslang hüten wollten, um desto vertrauter des Andenkens und der Gegenwart Gottes zu genießen, welcher Genuß ohne eine ungemeine Reinigkeit der Seele nicht statt haben kann. Dieser Character, diese Anzeige der höchsten Vollkommenheit, wird uns vom heil. Augustin *) beschrieben, welcher saget: daß man,

*) in Matthæ. Serm. 18.

um zu wissen, ob man zu einer völligen Verlassung der Sinne gekommen sey, sich selbst nur fragen dörfe, ob man z. E. lieber sein Leben erhalten, oder Kinder haben wollte, ohne das Vergnügen des Essens und Ehestandes zu genießen, als diese beyden Verrichtungen, so wie sie sind, zu bewerkstelligen? Kann man sich hierauf mit Ja antworten, so ist man vollkommen; fühlet man aber das Gegentheil, so klebet man noch an der Natur, und der alte Mensch ist in uns noch nicht ganz ersticket. Um nun alle Unterschiede, die wir bisher ins Kurze gefasset haben, ins Kurze zu ziehen, so sagen wir: daß, wer das Vergnügen in verbothenen Dingen suchet, ja sogar in den erlaubten Dingen es bis zur Ausschweifung und mit Hintansetzung der von den Gesetzen Gottes und der Kirche vorgeschriebenen Gränzen suchet, eine Todsünde begeht. Wer das erlaubte Vergnügen liebet, ohne zwar in eine Ausschweifung zu verfallen, jedoch über die Nothdurft, der begeht eine Schwachheitssünde. Wer sich des Vergnügens, als einer Begleitung des Nothwendigen bedienet, der sündiget nicht. Wer

das

das Vergnügen, sogar im Gebrauche des Nothwendigen fürchtet und hasset, der besitzt die Tugend und Vollkommenheit.

Frage.

Es ist mir sehr lieb, daß du solchergestalt die Begehrung des Vergnügens um des Vergnügens selbst, verwirfst. Ich habe allezeit gemerket, daß die strengen Gewissensräthe hierauf sehr gedrungen haben: daß das Vergnügen nur dem unschuldigen Adam erlaubt gewesen wäre; der gefallene Adam aber hätte gar kein Recht sich daran zu hängen.

Antwort.

Glaubst du wohl, daß ich in diesem Puncte noch strenger bin, als jene strengen Gewissensräthe? Und daß ich in dem Unterschiede, den du unter dem unschuldigen Adam, und dem gefallenen Adam anführest, nichts als Fehler der Aufmerksamkeit und richtigen Urtheilskraft finde? Sie fallen in einen Irrthum der Nachsicht. Sie verstehen in der That dadurch, es sey dem unschuldigen Adam erlaubet gewesen, das Vergnügen um des Vergnügens selbst willen zu suchen; allein sie

irren

irren sich gröblich. Vielmehr, da der ungefallene Adam, von den Absichten des Schöpfers in der Einsetzung der Natur, besser unterrichtet gewesen; so war er auch viel genauer verbunden, denselben in dem Gebrauche der Güter nachzukommen, die Gott ihm gegeben hatte. Adam selbst hätte eines sinnlichen Vergnügens viel weniger nöthig gehabt, als wir, und ich glaube, er hätte dessen auch viel weniger gehabt. Denn erstlich dienete ihm der beständige Umgang mit Gott, statt alles andern; und machte, daß er die schwachen und betrübten Annehmlichkeiten, die wir in dem Gebrauche irdischer Güter genießen, nicht eben sonderlich nöthig hatte. Zum andern, machen viele Dinge uns nur darum ein Vergnügen, weil sie uns der Verdrießlichkeit und dem Schmerze entziehen, welche wir eine Zeitlang gelitten haben; da sich aber dieses bey dem Adam nicht befand, so muß man von seinem Zustande auch sogar das Vergnügen der Linderung ausschließen. Allein seit der Zeit, da die Sünde diese Ordnung umgestoßen hatte; schien

es

es nöthig zu seyn, daß der Mensch einige Reizungen in demjenigen Gebrauche der Creaturen finden müßte, der den Absichten der Vorsicht am gemäßesten war. Als damals der Mensch einsah, daß er nichts auf die Welt setzen würde, als solche Elende wie er ist: so würde er sich nicht sonderlich zu der Fortpflanzung seines gleichen gezwungen haben, wenn Gott nicht erlaubet hätte, daß er durch geheime Neigungen der Natur dazu genöthiget würde. Es ist wohl wahr, daß sie bey dem sündigen Menschen, mit der bösen Begierde verbunden sind, welche eine Folge der Sünde ist. Allein da es in allen Fällen, wo sie den Menschen zur Sünde treibt, ein Hülfsmittel giebt, sie zu unterdrücken: so hat auch Gott sie in diesem Falle, nach den Meynungen des heil. Augustins, durch den Ehestand in richtige Gränzen eingeschränket: Ad hoc Nuptiæ sunt, sagt dieser Kirchenvater, ut illa concupiscentia redacta ad legitimum vinculum, non deformis et dissoluta fluitaret, habens de se ipsa irrefrænabilem carnis infirmitatem; de

Nu-

Nuptiis indissolubilem fidei Societatem: de se ipsa progressum immoderate coeundi, de Nuptiis modum caste procreandi.

Frage.

Du solltest mich fast veranlassen, itzt zu schließen, daß Adam gar kein Vergnügen in dem Gebrauche natürlicher Dinge gefunden habe.

Antwort.

Dieser Schluß würde übertrieben und falsch seyn: denn erstlich würde er alle Vergnügungen des Erkenntnisses gehabt haben; es sey nun was die Zeit diese Sachen zu gebrauchen, oder auch was das Maaß betrifft worinnen er es gebrauchen sollte: und dann würde er noch alle diejenigen Vergnügungen gehabt haben, welche nothwendig gewesen wären, um daß seine natürlichen Handlungen ihm nicht beschwerlich und ekelhaft würden. Denn es giebt deren einige, deren Vergnügen so mäßig ist (z. E. das Brodt zu essen und Wasser zu trinken) daß die Entziehung dieses Vergnügens ein wahres Leiden seyn würde. In allem diesem wäre noch nichts gewesen, welches den Adam von dem Geschmacke

schmacke an geistlichen Dingen hätte abziehen, und ihn von der beständigen Aufmerksamkeit auf Gott abwendig machen können. Diese Aufmerksamkeit würde ihn folglich verbunden haben, das Vergnügen als eine Folge seines Falles zu betrachten, und einen Grad der Vollkommenheit darinn zu suchen, daß er es hassete und ihm entsagete: wie auch die Heiligen geglaubet haben, daß sie seit dem Falle thun müßten.

Und dieses sind meine Gedanken von dem Schmerze und Vergnügen. Ich unterwerfe sie alle nicht nur dem Urtheile der Kirche, (welche sich vieleicht nicht die Mühe geben wird, sie weder zu billigen, noch zu verwerfen) sondern auch noch dem Urtheile gelehrter und gottseliger Personen. Denn ich mache mir ein Gesetz daraus, mich nicht nur der wesentlichen Lehre des Glaubens, sondern auch noch den Ausdrücken der Hirten und Lehrer der Kirche, in allen Materien gemäß zu bezeigen, welche die Religion oder Morale betreffen.

E N D E.

Rede
welche der Oberprieſter zu Memphis, bey der Beerdigung einer Königinn von Aegypten, Mutter des Sethos *) gehalten.

Unerbittliche Götter der Unterwelt! Hier iſt unſere Königinn, die ihr in dem Frühlinge ihrer Jahre, und da ihre Unterhanen ſie noch am nöthigſten brauchten, zum Opfer begehret habet. Wir ſind hergekommen, euch anzuflehen, daß ihr derſelben diejenige Ruhe verſtatten möget, deren uns ſelbſt ihr Verluſt vieleicht berauben wird.

Sie iſt allen ihren Pflichten gegen die Götter nachgekommen. Sie hat ſich nicht von den äußerlichen Uebungen der Religion, unter dem Vorwande der Beſchäfftigungen des Königreiches ausgeſchloſſen; und die äußerlichen Uebungen allein, haben bey ihr nicht die Stelle der Tugend vertreten. Mitten in denen

*) Siehe das Leben des Sethos I. Th. p. m. 35. ſqq.

denen Bemühungen womit sie entweder in den Rathsversammlungen beschäfftiget war, oder auch mitten in dem Vergnügen, welchem sie sich zuweilen an ihrem Hofe ergab, erblickte man, daß das göttliche Gesetz allezeit ihrem Geiste gegenwärtig wäre, und beständig in ihrem Herzen herrschete. Bey allen Feyerlichkeiten, zu denen die Hoheit ihres Standes, der gute Erfolg ihrer Unternehmungen, oder die Liebe zu ihren Unterthanen sie bewogen haben, hat es geschienen, daß diejenigen, die sie in unsere Tempel führeten, für sie die lieblichsten und angenehmsten gewesen. Sie hat sich nicht, wie so viele Könige gethan, von der Ungerechtigkeit in der Hoffnung dahin reißen lassen, dieselben durch Opfer wieder gut zu machen: und ihre Freygebigkeit gegen die Götter ist eine Frucht ihrer Gottseligkeit, und kein Zoll ihrer Reue gewesen. Anstatt die Feindschaft, die Bedrückungen und die Verfolgung durch Rathschläge einer falschen Frömmigkeit zu berechtigen; so hat sie aus der Religion nichts anders, als Lehren der Sanftmuth nehmen

wollen; und Sie hat sich der Strenge nicht anders bedienet, als nach der Vorschrift der allgemeinen Gerechtigkeit, und in Ansehung auf das Beste des Staates.

Sie hat alle Tugenden guter Könige mit einem bescheidenen Mistrauen ausgeübet: welches ihr kaum erlaubete, die Glückseligkeit, die sie ihren Unterthanen verschaffte, selbst zu genießen. Die ruhmwürdige Vertheidigung der Gränzen, der innerhalb und außerhalb dem Königreiche befestigte Frieden, die Regierungen und Einrichtungen verschiedener Art, sind meistentheils von Seiten anderer Prinzen, nur Wirkungen einer politischen Klugheit; welche die Götter, als Herzenskündiger, nicht allemal belohnen. Von Seiten unserer Königinn aber, sind alle diese Dinge Handlungen der Tugend gewesen: indem sie nichts anders, als die Liebe zu ihren Pflichten und die Aufnahme des gemeinen Besten zum Zwecke gehabt haben. Weit gefehlet, daß sie die höchste Gewalt als ein Mittel hätte ansehen sollen, ihre Leidenschaften zu stillen, so hatte sie begriffen, daß die

Ruhe

Ruhe ihres Regimentes, von der Ruhe ihrer Seelen abhienge; und daß niemand, als leutselige und geduldige Gemüther sich zu wahren Herren der Menschen zu machen wissen.

Sie hatte alle Rachgier aus ihren Gedanken verbannet, und indem sie den Privatpersonen die Schande überließ, ihren Haß zu zeigen, so bald es ihnen möglich ist: so hat sie gleich den Göttern, bey der vollen Gewalt zu strafen, alles zu vergeben gewußt. Sie hat die aufwiegleriſchen Gemüther unterdrücket; nicht sowohl weil sie ihrem Willen widerstunden, als weil sie dem Guten, was sie thun wollte, eine Hinderniß waren.

Sie hat ihre Anschläge dem Rathe der Weisen, und alle Ordnungen des Königreiches, der Billigkeit seiner Gesetze unterworfen.

Sie hat die auswärtigen Feinde durch ihre Tapferkeit und die Treue ihrer Versprechungen; und die häuslichen Feinde, durch ihre Standhaftigkeit und den glücklichen Erfolg ihrer Anschläge entwaffnet. Niemals ist ein Geheimniß, oder eine Lügen aus ihrem

Munde gegangen, und sie hat geglaubet: daß die zum Herrschen nothwendige Vorstellung, sich nur bis zum Schweigen erstrecken müsse.

Sie ist dem Ungestüme der Ehrsüchtigen nicht gewichen: und die Dienstleistungen der Schmäuchler haben die Belohnungen derer-jenigen nicht davon getragen, welche fern von Hofe dem Vaterlande Dienste geleistet. Unter ihrer Regierung hat die Gunst nicht überhand genommen: selbst die Freundschaft, die sie gekannt und genähret hat, hat bey ihr ein oftmals nicht so zärtliches und einnehmendes Verdienst nicht unterdrücket.

Sie hat ihren Freunden Gnade erwiesen; und wichtige Plätze Männern gegeben, die die Fähigkeit dazu besessen haben. Sie hat die Großen mit Ehren überhäufet, ohne ihnen den Gehorsam zu erlassen; und dem Volke Erleichterungen verschaffet, ohne ihm die Nothwendigkeit zu arbeiten zu benehmen.

Sie hat neugewachsenen Leuten nicht Gelegenheit gegeben, die Einkünfte des Staates mit dem Landesherrn, und zwar in Ansehung seiner ungleich zu theilen: und auch die

Aerm-

Aermsten im Volke, haben ohne Murren ihren Beytrag zu den mäßigen Auflagen gegeben, die man von ihnen foderte, weil sie nicht dazu gedienet haben, ihres gleichen reicher, hochmüthiger und boshafter zu machen.

Da sie überzeuget war, daß die Vorsehung Gottes die Menschen der gehörigen Wachsamkeit, welche eines ihrer Geschenke ist, nicht überhebt; so ist sie den öffentlichen Landplagen, durch ordentliche Vorrathskammern zuvor gekommen: und da sie solchergestalt alle Jahre einander gleich machete; so hat ihre Weisheit gewissermaßen über die Jahrszeiten und Elemente den Meister gespielet.

Sie hat die Unterhandlungen erleichtert, den Frieden unterhalten, und das Königreich auf den höchsten Gipfel des Reichthums und der Ehre erhaben: indem sie allen denjenigen gnädig begegnet ist, welche sie durch die Weisheit ihres Regimentes, aus den entferntesten Landschaften herbey gebracht, die bey den Aegyptern noch nicht genugsam eingeführet war.

Wenn es darauf ankam, die großen Grundsätze der Regierungskunst gangbar zu machen; und auf das allgemeine Beste, troß den besondern Ungelegenheiten zu gehen: so hat sie mit einer großmüthigen Gleichgültigkeit, das Murren eines blinden Pöbels über sich ergehen lassen; welcher oftmals durch die heimlichen Lästerungen solcher Leute aufgebracht wird, die wohl erleuchteter sind als er; die aber bey dem allgemeinen Wohlstande ihre Rechnung nicht finden. Zuweilen wagete sie so gar ihren eigenen Ruhm für das Beste eines verblendeten Volkes, und erwartete ihr Urtheil von der Zeit. Ungeachtet sie in dem Anfange ihres Lebenslaufes dahin gerissen worden: so haben doch die Reinigkeit ihrer Absichten, die Richtigkeit ihrer Anschläge, und die Geschwindigkeit in Ausführung derselben, ihr den Vortheil verschaffet; daß sie einen ehrenvollen Nachruhm, und eine allgemeine Betrübniß hinterläßt.

Damit sie desto besser im Stande seyn möchte, über das Ganze des Königreichs zu wachen: so hatte sie die vornehmsten Besor-

gun-

gungen solchen Staatsräthen übertragen, auf die sie sich verlassen konnte: welche verbunden waren, untere Bedienten zu wählen, die sich wieder andere Gehülfen wähleten, für welche sie nicht mehr stehen konnte; entweder weil sie zu weit entfernet, oder weil ihrer zu viel waren. Ich getraue mir also vor unsern Richtern, und in Gegenwart ihrer Unterthanen, die mir hier zugehören, zu sagen: daß, wenn es unter einem unzählbaren Volke, dergleichen die Einwohner zu Memphis sind, und unter den fünftausend Städten dieser Dynastie, wider ihren Willen, irgend einen Unterdrückten gegeben hat: die Königinn dennoch zu entschuldigen sey: weil es unmöglich ist für alles zu sorgen. Allein sie verdienet auch noch Lob, weil sie, da sie die engen Gränzen des menschlichen Verstandes kannte, sich niemals von dem Mittelpuncte der öffentlichen Geschäffte entfernet hat; und alle ihre Aufmerksamkeit den ersten Ursachen, und vornehmsten Bewegungen vorgesparet hat.

Wehe denen Prinzen! mit welchen einige Privatpersonen zufrieden sind: wenn das gemeine Wesen Ursache hat, sich zu beklagen. Doch auch selbst die leidenden Privatpersonen haben kein Recht, den Regenten zu verdammen: wenn der Körper des Staates selbst gesund ist, und die Grundsätze seiner Regierungskunst heilsam sind.

Unsere Königinn sey indessen so unverwerflich als sie wolle, in Ansehung der Menschen: so erwartet sie dennoch, in Ansehung eurer, ihr gerechten Götter! ihre Ruhe und ihre Glückseligkeit, bloß von eurer Gnade.

E N D E.



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn864193890/phys_0324
DFG

das ihnen schädlich seyn
e suchen, was ihnen nö-
. Die dritte ist, necessi-
ißt, die Nothwendigkeit,
sch seit dem Falle Adams
st Schmerzen zu empfin-
n, oder auch Anfälle von
denen er widerstehen soll.
libido sentiendi, welche
man die Lust um der blo-
er suchet. Bloß diese
nd machet den Menschen
stins Lehre, welcher saget:
ica, hæc nocentem Ho-
n dieses Verlangen nach
tuffen, nach welchen der
weniger strafbar ist; wie
an hundert andern Stel-
klaret. Man kann das
e solche Art lieben, daß
der Nothwendigkeit und
überschreitet, um selbiges
man alle Gesetze Gottes
Füßen tritt, welche in ge-